

Inhalt

| | |
|---------------------------------|----|
| Vorwort von Sebastian | 4 |
| Zu mir | 6 |
| Eine schwere Geburt | 7 |
| Trennung über Nacht | 9 |
| Flucht ins Frauenhaus | 11 |
| Ein neuer Anfang ist gemacht | 13 |
| Ein Wochenende bei meinem Vater | 15 |
| Mein erstes Schutzgeld | 18 |
| Der „Berufsschläger“ | 20 |
| Der Feuerteufel | 21 |
| Vom Vater enttäuscht | 24 |
| Leingarten City | 26 |
| Das Los der Einsamkeit | 28 |
| Vaterlos | 31 |
| Die Erinnerung | 34 |
| Alltag mit meinem Stiefvater | 36 |

| | |
|-------------------------------------|----|
| Der neue Nachbar | 39 |
| Der Bruch | 41 |
| „Du bist schuld...!“ | 44 |
| Flucht zum Teeniewochenende | 46 |
| Die ersten Schritte in der Gemeinde | 50 |
| Die Bekehrung | 51 |
| Wer bin ich jetzt? | 54 |
| Zungensprache | 56 |
| Umzug nach Böckingen | 61 |
| Mutterlos | 63 |
| Ich springe – ich falle | 67 |
| Man muss sich halt zu helfen wissen | 72 |
| Das Ende einer Freundschaft | 75 |
| Lichtblicke | 79 |
| ...Opa! | 82 |
| Endlich in Therapie | 85 |
| Hinter Gittern | 88 |
| MC Immanuel | 94 |

| | |
|---------------------------------------|-----|
| Mein erster Text: Leben in Einsamkeit | 98 |
| Kein Segen ohne Widerstand | 101 |
| Silvester in Villingen-Schwenningen | 106 |
| Wohin führt mich mein Weg? | 108 |
| Ein schwerer Verlust | 112 |
| Von der Schule in die Ausbildung | 117 |
| Familientreffen | 119 |
| Nachwort | 122 |

Vorwort von Sebastian

Zunächst möchte ich hier die Chance nutzen, mich bei einer ganz besonderen Person zu bedanken. Ich möchte meiner Frau dafür danken, dass sie mir durch ihre Ermutigung und ihre Unterstützung, vor allem aber durch all die Zeit, in der sie mich entbehren musste, erst ermöglicht hat, dieses Buch zu schreiben. Yvonne, ich liebe dich an jedem Tag mehr!

Nun aber zu diesem Buch selbst und vor allem zu der Person, von der es handelt. Warum habe ich diese Geschichte überhaupt geschrieben? Es ist eigentlich ganz einfach: Ich habe Michael kennengelernt, als er für einen Auftritt in meiner damaligen Gemeinde geprobt hat. Und irgendwie war mir klar, dass dieser junge Mann eine Gabe von Gott erhalten hatte, die gefördert werden musste. Seine Stimme ist in meinen Augen ein Geschenk und seine Geschichte rührte schon so manchen Menschen zu Tränen. Wir lernten uns mit der Zeit besser kennen und irgendwann kam der Gedanke in uns auf, seine Geschichte nieder zu schreiben. Und das haben wir nun auch getan. Bei unserem ersten Treffen um dieses Projekt zu starten, merkte ich, wie sehr dieses Feuer, anderen, vor allem jungen Menschen zu helfen, mit ihrem Leben klar zu kommen, in ihm loderte. Für mich ist es eine Ehre, an diesem Projekt beteiligt sein zu dürfen. Schnell wurde mir klar, dass es kein Zufall sein konnte, welche Vergangenheit er hatte und oft konnte ich mich in einzelnen Situationen, die er mir schilderte, wiedererkennen. Michael ist mit einer Stimme gesegnet, die einfach rappen muss und seine Geschichte ermöglicht ihm immer wieder in die Tiefe einer Vater Sohn Beziehung einzudringen, die einem einfach

unter die Haut gehen muss. Er ist ein junger Mann, den ich in vielen Situationen mit einem kindlichen Wesen erleben durfte, der Blödsinn macht und nicht immer alles zu ernst nimmt und doch überrascht er mich auch immer wieder damit, dass er in den entscheidenden Momenten eine Reife an den Tag legt, die man von einem Mann in seinem Alter nicht erwarten kann. Wenn ich ganz ehrlich bin, dann kann ich doch den ein oder anderen Punkt finden, wo ich sage, dass er fast so eine Art Vorbild ist. An dem Buch selbst hatte ich eine Menge Spaß und je mehr wir uns trafen, desto mehr waren wir beide von Vorfreude erfüllt. Als wir uns über seine Geschichte unterhielten, musste ich an die Geschichte des barmherzigen Samariters denken. Michael sieht sich selbst ja als den kleinen Jungen am Straßenrand und wie in dem Gleichnis gingen auch an ihm unheimlich viele Menschen vorbei, von denen man eigentlich erwartet hätte, dass sie sich seiner annehmen würden. Doch letzten Endes kam einer, der ihn vor dem Tod bewahrte und begann für ihn zu sorgen. Und wie in der biblischen Geschichte der Mann vermutlich unendlich dankbar für die Hilfe des Samariters war, so ging es auch Michael mit seinem Retter. Michael lernte Gott immer mehr zu vertrauen und sein Leben immer mehr in seine Hand zu legen, was ihn in meinen Augen zu einem kleinen Helden des Alltags macht. Ich glaube, dass Gott ihn noch viel mehr benutzen wird, um anderen Menschen eine Stütze zu sein und bin sehr dankbar dafür, ihn auf einem Abschnitt seines Weges begleiten zu dürfen.

Ich hoffe ihr habt beim Lesen nur annähernd so viel Spaß, wie wir ihn beim Schreiben hatten...

Zu mir

Mein Name ist Michael, aber viele Menschen kennen mich auch unter dem Namen MC Immanuel. Ich bin ein einfacher Junge aus Böckingen bei Heilbronn, der in seinem Leben den ein oder anderen Schicksalsschlag verkraften musste. In all dieser Zeit war ich auf der Suche nach Anerkennung und Geborgenheit. Diese Suche führte mich bis auf die Straße, welche mein Zuhause war. Doch meine eigentliche Berufung lag nicht direkt dort, sondern im Rap. Ich wurde durch den König der Könige geadelt und darf mich heute sein Kind nennen. In ihm fand meine Suche ein Ende und aus ihm heraus habe ich erleben dürfen, wie viel wirklich in mir steckt.

Heute bin ich viel unterwegs in ganz Deutschland, um dort meine Texte und meine Geschichte zu erzählen. Ich habe den Auftrag anderen Menschen zu erzählen, welche Möglichkeiten uns gegeben sind, wenn wir das richtige Vertrauen entwickeln. Aber genug gelabert, ich möchte euch jetzt meine Geschichte erzählen...

Eine schwere Geburt

Schon der Beginn meiner Story verlief alles andere als planmäßig. An dem Tag, an dem ich das Licht der Welt erblicken sollte, zeigte sich zum ersten Mal, was für anstrengende Kämpfe meinen Weg pflastern sollten. Es war früh am Morgen des 8. Januar 1994, als meiner Mutter klar wurde, dass es höchste Zeit sei ins Krankenhaus aufzubrechen. Mein Vater wollte schon damals nichts von all dem wissen und beschloss kurzerhand einfach nicht mit ins Krankenhaus zur Geburt seines Sohnes zu gehen. Er fuhr meine Mutter zwar, doch ging danach wieder nach Hause. Sein Interesse für mich war schon zu dieser Zeit sichtlich gering, dabei war ich noch gar nicht geboren...

Meine Mutter machte sich also auf den Weg und da ich ein ungeduldiger Mensch bin, konnte ich die Autofahrt auch gar nicht mehr abwarten, denn schon im Auto musste ich meine neugierige Nase herausstrecken. Die Geburt setzte also unplanmäßig ein, schon lange bevor wir das Krankenhaus erreicht hatten. Es war aber auch ein weiter Weg, denn das Krankenhaus befand sich in Öhringen und unser Wohnort, Affaltrach, lag doch immerhin ca. 15-20 Kilometer entfernt. So fuhr das Auto also seinen Weg und nicht nur meine Nase, sondern mein ganzer Kopf bahnte sich seinen Weg in die Freiheit. Ich will nicht wissen, wie es meiner Mutter in diesen Momenten erging. Jedenfalls sollten wir es noch bis zum Krankenhaus schaffen, bevor ich ganz geboren war. Im Krankenhaus angekommen musste alles ganz schnell gehen. Meine Mutter wurde auf

eine Trage gepackt und in Richtung Kreissaal geschoben. Doch es war zu spät, denn den Kreissaal erreichten wir nicht mehr. Ich wurde also ganz ungewöhnlich im Flur des Krankenhauses geboren...

Wenn das nicht ein Zeichen war! Nur wofür? Naja, dazu komme ich noch. Es war also soweit: ein neuer Rapper erblickte gegen 7.45 Uhr die Welt und war kerngesund. Soviel zu meiner Geburt. Ein ziemlich stressiger erster Tag, wie ich finde, doch bei weitem nicht der letzte dieser Sorte...

Von diesem Stress brauchte ich erst mal etwas Erholung, weshalb ich mich an die Geschehnisse der nächsten knapp vier Jahre nur bedingt erinnere. Das nächste, an das ich eine vage Erinnerung habe, geschah, als ich gerade vier Jahre alt war, ein ziemlicher Schock, der da auf meine Familie zukam...

Trennung über Nacht

Das Meiste, was ich euch jetzt erzähle, stammt aus den Erinnerungen meiner drei Jahre älteren Schwester, da ich selbst noch zu klein war, um mich genau daran zu erinnern. Teile durfte ich erst später von meiner Mutter erfahren.

Es gibt eine Situation aus dieser Zeit, an die ich mich noch heute genau erinnere: Ich saß bei uns zu Hause im Gang, als ich meine Mutter weinen hörte. Ich war neugierig, was mit ihr los war und beschloss nachzusehen. Ich fand meine Mutter weinend im Badezimmer sitzen und ging sofort zu meinem Vater, um ihn zu fragen, was mit Mama los sei. Er speiste mich recht kurz mit den Worten „Es geht ihr nicht gut!“ ab, was mich zwar nicht unbedingt beruhigte, aber so wirklich habe ich mir nichts dabei gedacht. Heute bin ich davon überzeugt, dass er sie geschlagen hatte, doch damals, als Kind, war mir das nicht so bewusst.

Ich möchte euch kurz die Situation schildern, in der ich damals lebte: mein Vater war gelernter Elektroniker, verlor aber aufgrund seines Alkoholproblems seine Arbeit, was ihn zu dem machte, der er war. Er hielt sich die meiste Zeit an die Flasche, war mit sich selbst unzufrieden und ließ dies oft genug an seiner Familie aus. Über Wasser hielt er sich mit Schwarzarbeit. Meine Mutter war Altenpflegerin, konnte ihre Tätigkeit aber nicht sonderlich lange ausüben, da sie unter einer Gehbehinderung leidet. In der Folge hat sie oft bei anderen geputzt, war aber in erster Linie für die

Familie und den Haushalt zuständig. Mit Geld gesegnet waren wir also nicht und auch die Liebe war kein allzu häufig gesehener Gast in dieser Zeit. Wie schon gesagt entwickelte mein Vater mehr und mehr ein Alkoholproblem und war oft dauerhaft von morgens bis abends betrunken. Dies führte auch immer häufiger zu Übergriffen gegenüber meiner Mutter, die irgendwann einfach mit ihrer Geduld und ihren Kräften am Ende war. Und so kam es, wie es kommen musste. Eines Abends, mein Vater war mal wieder nicht zu Hause, vermutlich war er in einer Kneipe anzufinden, da hielt es meine Mutter nicht mehr aus und packte unsere Koffer. Es begann ein Wettlauf gegen die Zeit. Sie wusste, sie musste gehen, nur wohin? Und wie sollten wir ihm entkommen, denn wenn er uns finden würde, wären wir seiner Wut ausgeliefert gewesen. In ihrer Verzweiflung und Angst suchte sie Asyl in der Kirche des Ortes. Der Pfarrer begriff den Ernst der Lage und brachte uns über Nacht in selbiger unter. Soweit ich mich erinnere war der Pfarrer ein sehr netter Mann und an diesem Abend war er wirklich unser Lebensretter, denn es gab keinen Weg mehr zurück. Die ganze Nacht hatten wir Angst, dass unser Vater uns finden würde und wie sich später herausstellte, hatte er uns tatsächlich die ganze Zeit gesucht, nachdem er uns zu Hause nicht antreffen konnte. Doch wir hatten Glück und er konnte uns die ganze Nacht nicht finden. Doch wie sollte es weitergehen? Was sollte der Tag bringen? Wo sollten wir hin? Hier konnten wir nicht dauerhaft bleiben...

Flucht ins Frauenhaus

Die Antwort sollte uns unser Retter bringen, denn er hatte in dieser Nacht alles in die Wege geleitet, damit wir am nächsten Tag aufbrechen konnten. Eine Frau aus der Kirche packte uns mit unseren Sachen in ihr Auto und wir fuhren los. Der Pfarrer hatte uns einen Platz in einem Frauenhaus in der Nähe von Pforzheim besorgt und die Dame erklärte sich bereit uns am nächsten Tag dort hin zu fahren. Wir waren meinem Vater also entkommen, doch wir wussten auch nicht, wie es nun weitergehen sollte, denn wir waren nicht nur weg von meinem Vater, sondern auch raus aus unserem gewohnten Umfeld. Wir konnten uns in Sicherheit bringen, verloren aber gleichzeitig alles, was wir uns aufgebaut hatten und standen quasi vor dem Nichts. In diesem Frauenhaus begann die Planung für eine bessere Zukunft. Wir blieben dort zwei Monate und konnten etwas Abstand von der alten Situation gewinnen und meine Mutter lernte wieder ganz neu zu leben. In dieser Zeit im Frauenhaus lernte meine Mutter schließlich auch einen Mann kennen, der sich sehr gut um uns kümmerte und uns half, eine neue Existenz aufzubauen. Meiner Schwester gefiel es in unserer neuen Heimat recht gut. Sie ging dort in den Kindergarten und fühlte sich ziemlich wohl, obwohl das Klima im Frauenhaus ständig sehr angespannt war. Einmal wollte sie mit einem anderen Kind spielen und wurde dafür von dessen Mutter angeschrien, da diese mit ihrer Situation anscheinend nicht so gut klar kam.

Mit ihrer neuen Bekanntschaft musste sich meine Mutter immer außerhalb unseres Zuhauses treffen, da der genaue Ort des Frauenhauses natürlich geheim zu halten war. Also traf sie sich regelmäßig mit ihm und sie begannen ein Vertrauensverhältnis aufzubauen. Dieser Freund war es dann auch, der uns half eine neue Heimat zu finden. Er half uns bei unserem Umzug nach Wüstenrot, einem kleinen Örtchen in der Nähe von Heilbronn. Wüstenrot war ein idyllischer Ort am Waldrand und genau das brauchten wir für unseren Neuanfang – Idylle, Ruhe und Frieden.

Ein neuer Anfang ist gemacht

Es entwickelte sich in Wüstenrot direkt so etwas wie ein Familienleben. Wir lebten friedlich zusammen und hatten jeden Tag drei gemeinsame Mahlzeiten. Meine Mutter blühte wieder richtig auf, die Scheidung von meinem Vater war durch und aus ihrem Bekannten war mittlerweile ihr neuer Freund geworden. Zunächst lebten sie das, was man als klassische Wochenendbeziehung bezeichnen würde. Und bis auf eine Kleinigkeit verstand ich mich auch richtig gut mit ihm. Am Anfang haben wir uns sogar richtig gemocht. Nur diese Kleinigkeit! Ich hatte eine wundervolle Matratze und ich konnte den Schlaf auf ihr richtig genießen. Doch jedes Mal, wenn er über das Wochenende zu Besuch war, klaute er mir meine Matratze und ich musste mich mit unserer Gästematratze begnügen. Das Problem dabei war, dass man auf dieser Matratze jede Feder spürte, was unweigerlich dazu führte, dass ich unter Rückenschmerzen litt. Aber wie gesagt: an und für sich war unser Verhältnis damals sehr gut, was sich mit der Zeit leider ändern sollte. Wir lebten insgesamt ca. acht Jahre in Wüstenrot und diese Zeit brachte einiges an Erlebnissen mit sich, die mir in Erinnerung bleiben sollten. Aber zunächst möchte ich euch noch kurz erzählen, wie es mit der Beziehung meiner Mutter weiterging. Ihre Beziehung wurde immer inniger und sollte schließlich in einer erneuten Ehe gipfeln. Doch irgendwie konnte er ihren Wunsch nicht erwidern und machte ihr deutlich, dass er nicht heiraten wolle. Dies führte schließlich dazu, dass sie sich nach einiger Zeit wieder trennten, was meine Mutter

dazu veranlasste, eine kurze Beziehung mit einem Italiener einzugehen. Als sie im Zuge dieser Beziehung erstens schwanger wurde und zweitens auch ihr Exfreund wieder zurückkommen wollte, trennten sie sich nach kurzer Zeit wieder. Meine Mutter war also schwanger und wieder mit ihrem alten Freund zusammen. Mein Bruder kam nach neun Monaten zur Welt und ein Vaterschaftstest bestätigte, dass sein Vater nicht der Freund meiner Mutter, sondern der verflozene Italiener war.

Ihr seht also, irgendwie kehrte doch nie so wirklich Ruhe ein. Ich war in der Zwischenzeit durch meine Kindergartenzeit gekommen und besuchte die Grundschule. Das Sorgerecht hatte zwar meine Mutter, doch jedes zweite Wochenende mussten wir mit unserem Vater verbringen und ich übertreibe nicht, wenn ich heute sage, dass es uns vor diesen Pflichtveranstaltungen grauste.

Ein Wochenende bei meinem Vater

Eigentlich waren wir immer froh, wenn diese Wochenenden zu Ende und wir wieder auf der Heimfahrt zu unserer Mutter waren. Es lief jedes Mal ungefähr gleich ab, weshalb ich euch einfach mal einen normalen Wochenendablauf schildern möchte:

Wir kamen freitags bei ihm an und schon da erwartete uns Arbeit, denn jedes Mal mussten wir Erledigungen für ihn machen, ohne welche wir seine Wohnung gar nicht erst betreten durften. Meistens schickte er uns direkt von der Türschwelle wieder weg zum Einkaufen. Egal ob es regnete, schneite, stürmte oder die Welt ganz unterzugehen schien. Wir durften nicht in die Wohnung, bevor wir seine Wünsche nicht ausgeführt hatten. In den allermeisten Fällen war unser Vater schon betrunken, wenn er uns in Empfang nahm, was man an seinem Verhalten und seiner unverkennbaren Fahne ablesen konnte. Wenn wir seine Einkäufe erledigt hatten, durften wir rein kommen und konnten glücklicherweise relativ schnell schlafen gehen. Am Samstagmorgen erwartete uns dann der Wohnungsputz. Mir kam dieses Putzen wie Sklavenarbeit vor und ich wollte gar nicht wissen, was passiert wäre, wenn wir es verweigert hätten. Immerhin mussten wir seine Wohnung nicht ganz alleine putzen, sondern durften diese Freude mit unserem Vater teilen. Wenn wir fertig waren und uns auf etwas Ruhe freuten ging es weiter: nach wie vor verdiente mein Vater sein Geld mit Schwarzarbeit und so mussten wir ihn jeden Samstagmittag zu dieser

Arbeit begleiten. Meistens ging es dabei um irgendetwas Elektronisches wie Kabel verlegen oder Lampen reparieren. Das schlimme hierbei war, dass wir nicht nur zur Begleitung dabei waren, sondern mit ihm zusammen diese Arbeiten verrichten mussten. Wir waren doch damals noch Kinder und nach dem morgendlichen Putzen und dem darauffolgenden Arbeiten ziemlich erschöpft, doch wer denkt, dass wir danach endlich Kinder sein durften, oder wenigstens schlafen durften, der hat weit gefehlt. Denn nach der Arbeit ging es erst so richtig los: Mein Vater hatte ja noch seine Leidenschaft. Und so verbrachten wir als Kinder jeden zweiten Samstagabend in einer Kneipe, wo wir unserem Vater dabei zusehen durften, wie er sich Stück für Stück seinen Verstand versoff. Doch auch damit nicht genug, denn er zwang uns wach zu bleiben, bis er gegen ein, zwei Uhr morgens genug hatte. Wir hatten eine unglaubliche Angst vor unserem Vater. Und weil wir damit rechneten, dass er uns schlagen würde, wenn wir einschliefen, geschah dies nie. Wir taten alles dafür, uns gegenseitig wach zu halten, obwohl wir nach all der Arbeit in unseren jungen Jahren kaum mehr unsere Augen offen halten konnten.

Immerhin hatte unser Vater uns großzügig sein Schlafzimmer überlassen, während er auf dem Sofa im Wohnzimmer schlafen wollte. Doch bis es soweit war, war es jedes Mal ein großer Kampf. Völlig betrunken brachte er uns ins Bett und schlief danach selbst noch im Schlafzimmer ein. Meine Schwester versuchte dann immer ihn aufzuwecken und dazu zu bewegen doch sein Sofa

aufzusuchen. Doch dies endete meistens im Fiasko, denn wenn sie ihn schließlich wach bekam, begann er uns anzubrüllen und wurde uns gegenüber immer wieder handgreiflich. Er begann in diesem Zustand dann seine Kinder zu schlagen und wir hatten fürchterliche Angst vor ihm. Als er dann endlich irgendwann die Schlafzimmertüre von außen geschlossen hatte, machte sich in uns große Erleichterung breit. Doch auch diese war oft nicht von langer Dauer, denn oftmals kehrte er wieder zurück, um dort weiterzumachen, wo er zuvor aufgehört hatte. In der Folge mussten wir noch die Nacht überstehen, ehe am Sonntag die erlösende Heimreise anstand. Meine Schwester hatte es besonders schwer, da sie die ältere war. Sie trug die Verantwortung und versuchte mich zu schützen. Sie war es auch, die mir damals die Kraft gab, schwierige Situationen zu überstehen, oder die mir Mut machte, wenn ich ein schlechtes Zeugnis mit nach Hause brachte. Diese Situationen waren besonders schlimm, da ich kein guter Schüler war und ich entsprechend Angst vor der Reaktion meines Vaters hatte.

Nun habt ihr also ein Bild davon, was ein „liebender“ Vater für mich war und wie Familie in meiner Kindheit aussah.

Mein erstes Schutzgeld

Es war während unserer Zeit in Wüstenrot, als ich eingeschult wurde. Ich ging hier zur Grundschule und schon dort konnte ich beweisen, dass ich meine Ellenbogen einsetzen konnte. Am Tag meiner Einschulung hatte ich die erste Möglichkeit zu zeigen, dass ich ein echter Kerl war. Wir hatten einen Jungen in unserer Klasse, der eine unglaubliche Arroganz ausstrahlte. Dieser Junge kam aus Rumänien und war mir von Beginn an ein Dorn im Auge. Wie konnte der nur so arrogant sein? Naja, keiner mochte ihn und ich wohl am Allerwenigsten. So sah ich meine Chance auf Anerkennung, wenn ich diesen hochnäsigen Kerl nur auf den Boden der Tatsachen zurückholen konnte. Gesagt, getan! Schon an meinem ersten Schultag begann ich, ganz wie ich es bei meinem Vater gelernt hatte, meine Probleme mit den Fäusten zu lösen. Ich schlug diesen Jungen. Ich verprügelte ihn sogar regelmäßig und ich hatte Spaß dabei. Außerdem wuchs damit mein Ansehen, denn durch diese Aktionen war ich der Hammer. Am ersten Tag also hatte ich diesen Jungen bereits verprügelt und die Folgen davon ließen nicht lange auf sich warten. Am nächsten Tag in der Schule war meine Mutter gerade dabei, meinen Schrank einzuräumen, als auch schon die Mutter des Rumänen auf sie zukam. Sie erzählte ihr, was passiert war und bat sie darum, das Problem zu lösen. Na toll, diese Petze...

Ich hatte nun also Ärger mit meiner Mutter. Eigentlich hatte ich darauf gar keine Lust, doch abbringen von

meinem Weg konnte mich das auch nicht. Schließlich hatte ich die Mission diesem Kerl zu zeigen, wo er hingehört. Ich machte mir fortan also einen Spaß daraus, ihn zu verprügeln. Regelmäßig ging er nach Hause und hatte als Andenken an mich ein blaues Auge mitgebracht. Ich war das Tier. Keiner konnte oder wollte mir ans Bein pinkeln und sogar die Hauptschüler, die deutlich älter waren als ich, wollten keinen Ärger mit mir. Es lief richtig rund für mich und dieser Rumäne war total zurechtgestutzt worden. Eines Tages kam seine Mutter auf mich zu und sprach mit mir. Sie wollte, dass ich ihren Sohn in Ruhe lasse und war ziemlich beunruhigt ob der vergangenen Ereignisse. Doch ich hatte gar kein Interesse daran, ihn in Frieden zu lassen. Doch dann hatte sie eine absolut zündende Idee. Sie bot mir einen Handel an, den ich absolut nicht ablehnen konnte. Sie wollte mir Geld geben, dass ich ihren Sohn vor Prügel schützte und selbst die Finger von ihm lassen sollte. Das war sehr verlockend und ich nahm ihr Angebot an. Sie gab mir also Geld, das mir nun einiges an Essen einbrachte. Zum ersten Mal verdiente ich Geld, nicht viel, aber immerhin. Von nun an kassierte ich also Geld, damit er nicht mehr geschlagen würde. Das lief eine ganze Weile lang gut, bis es mich langweilte, also beschloss ich, ihm wieder regelmäßig seine Grenzen aufzuzeigen. Aber auch das hatte Folgen, denn eines Tages sah ich die Mutter des Rumänen in der Schule und in der Zeit danach kam ihr Sohn nicht wieder zum Unterricht. Sie nahm ihn von der Schule und schließlich zogen sie um. Mein persönliches Opfer war also nicht mehr da und wieder gab es Veränderung in meinem Leben...

Der „Berufsschläger“

Relativ schnell nach dem Verlust meines Feindbildes konnte ich eine neue Mission für mich gewinnen. In meiner Klasse war ein Mädchen. Sie war nicht die Allerhübscheste und eigentlich eine ziemlich graue Maus. Aber ich mochte sie. Eines Tages begann sie mir sehr traurig zu erzählen, wie sie immer wieder mit irgendwelchen Jungs Ärger hatte. Sie teilte mir immer wieder mit, wie schlimm das für sie war und aufgrund ihrer schüchternen Art, war es für sie ganz klar, dass ich ihr glaubte. Eines Tages kam sie auf mich zu und fragte, ob ich einen Jungen, der sie ärgerte, für sie verprügeln konnte. Kein Thema, natürlich konnte ich, schließlich hatte ich ja meinen Rumänen verloren. Mit der Zeit wurde ich quasi zu ihrem Berufsschläger, denn immer wieder bat sie mich einen Jungen für sie zu verprügeln. Ich hatte wieder einen „Job“ und sie hatte ihre Ruhe vor diesen Kerlen, dachte ich zumindest, denn irgendwann fand ich heraus, was hinter ihren Bitten wirklich steckte: Diese Jungs hatten sie nie genervt oder angepöbelt. Aber sie hatte einen kleinen Bruder und der hatte wirklich Probleme mit diesen Jungs. Sie wollte ihrem Bruder helfen und benützte mich, um diese Hilfe zu leisten. Ich war quasi zu ihrem Werkzeug geworden und so ganz schlimm war das für mich nicht, da ich ja gewissermaßen Freude daran hatte andere Jungs zurecht zu stutzen.

Der Feuerteufel

Eines schönen Tages in Wüstenrot, beschlossen mein Kumpel und ich, dass wir gerne Feuerzeuge hätten und marschierten in den ortseigenen Tengelmann. An der Kasse erspähten wir einen Viererpack Feuerzeuge und wollten ihn unbedingt haben. Wir nahmen das Päckchen und legten es dem Kassierer hin, doch er wollte uns diese Feuerzeuge einfach nicht verkaufen. Wir führten eine lange Diskussion und hatten schließlich den Einfall, zu behaupten, dass sie für den Opa meines Kumpels waren. Nach langem hin und her konnten wir sie schließlich erwerben. Es waren, wie gesagt, vier Feuerzeuge. Ich erinnere mich genau, dass eines davon blau war und ich dieses blaue unbedingt wollte.

Wir freuten uns riesig aufgrund unseres Sieges über den Kassierer und gingen in die Nähe unserer Wohnung. Vor dem Haus war eine große Wiese direkt am Waldrand. Uns war irgendwie ziemlich langweilig und so begannen wir etwas herum zu zündeln. Wir nahmen die Feuerzeuge und machten sie an. Danach hielten wir sie an die Grashalme bis diese Feuer fingen. Nach kurzer Zeit traten wir die glimmenden Grashalme wieder aus. Das machten wir eine ganze Weile, bis mein Kumpel schließlich auch davon gelangweilt war und mir einen Vorschlag unterbreitete. Er hatte den Einfall die Halme doch mal etwas länger brennen zu lassen. Er meinte, wir könnten sie ja dann trotzdem wieder austreten, aber es wäre doch spannend, wenn die Flammen mal etwas größer wären. Ok, dachte ich und

willigte ein. Also ließen wir die Halme etwas länger brennen.

Es entwickelte sich leider ein kleines Problem, denn egal, was wir auch taten, die Flammen wurden größer und wir bekamen das Feuer einfach nicht mehr aus. Es breitete sich aus und wurde größer. Wir bekamen etwas Panik, da wir nicht wussten, was wir tun sollten. Die Nachbarn wurden schon aufmerksam, ebenso meine Schwester. Sie kamen dazu und versuchten das Feuer wieder zu löschen, aber auch sie hatten keinen Erfolg. Aber zumindest hatten sie die Feuerwehr alarmiert. Diese kam schließlich zur Wiese und schaffte es, die durch uns ausgelöste Tragödie wieder zu entschärfen. Aus lauter Angst vor dem Ärger, der uns ins Haus stand, hatten wir die Feuerzeuge schon längst weggeworfen. Ich muss ganz ehrlich sein: in diesem Moment habe ich mir vor Angst fast in die Hosen gemacht. Ich erinnere mich an den Ernst der Lage und vor allem daran, wie meine Schwester vor mir stand, mich anbrüllte und bitterlich weinte. Die Polizei konnte natürlich keine Beweise für unsere Brandstiftung finden, da wir diese ja entsorgt hatten. Ich bin heute sehr froh, dass meine Mutter nichts von der ganzen Sache mitbekommen hatte, obwohl sie während der ganzen Zeit am Badfenster mit Blick auf die Wiese stand und ihre Haare geföhnt hat.

Eine Woche später musste ich zur Polizei um eine Aussage zu machen. Ich bestritt alles. Tat so, als wüsste ich von nichts. Die meiste Zeit hatte ich große Angst vor dem Ärger und weinte einfach nur, während meine Mutter bei der Polizei auf philippinisch vor sich hin fluchte. Ich hatte

echt Schiss, was sie mit mir anstellen würde, wenn die Wahrheit herauskäme. Einen Tag später musste mein Kumpel seine Aussage machen, doch anders als ich gestand er unsere Tat, was zur Folge hatte, dass unsere Eltern für den entstandenen Sachschaden aufkommen mussten. Außerdem hatte ich jetzt natürlich unglaublichen Ärger mit meiner Mutter. Ich hatte für den Moment echt genug und für einen kurzen Augenblick schien ich auch etwas daraus gelernt zu haben.

Vom Vater enttäuscht

Trotz allem, was passiert war, liebte ich meinen Vater und hatte die Hoffnung, dass er für mich da sein würde, wenn ich ihn brauchte. Als ich von der Schule aus ein Völkerballturnier in Affaltrach, wo mein Vater immer noch wohnte, hatte, dachte ich, ich könnte ihm zeigen, wie gut ich bin. Ich freute mich riesig auf dieses Turnier, denn ich hatte meinen Vater eingeladen und er hatte mir zugesagt, da er an diesem Tag nichts Besseres zu tun hatte und es quasi vor seiner Haustüre stattfand.

In jedem einzigen Spiel schaute ich wie gebannt zur Türe, ob er denn hereinkommen würde. Ich suchte die Zuschauerränge nach seinem Gesicht ab, doch ich konnte ihn nicht finden. Und die Türe öffnete sich auch nicht. Es war schrecklich für mich, denn an diesem Tag schloss sich auch in meinem Herzen eine Türe. Mein Kumpel sah, wie traurig ich war und meinte nur: „Mach dir nix draus...“

Aber so gut er es meinte und so richtig diese Reaktion in diesem Moment vielleicht auch gewesen wäre, es war mir nicht möglich. Ich hatte an diesem Tag ein gebrochenes Herz. Mir wurde zum ersten Mal bewusst, dass ich eigentlich keinen richtigen Vater hatte. Es zerriss mich innerlich. In mir stiegen Zweifel an mir auf, ob ich es wohl nicht wert war? Ich zweifelte auch an dem, was man landläufig unter einem Vater versteht, denn ich kannte nichts von alledem. Für mich wurde das Thema Vater spätestens an diesem Tag ein ganz großes Problemthema. Für mich stand der Begriff Vater von nun an in enger

Verbindung mit den Begriffen Enttäuschung und
Einsamkeit...

Wo war der liebende Vater, wo der Vater, der mich
annahm? Es war ein unglaublicher Schmerz zu wissen, dass
es ihn scheinbar nicht gab. Ich war alleine und mein Herz
konnte in diesem Moment nicht mehr geheilt werden. Ein
Vater sollte doch stolz auf mich sein und ich hätte ihm
heute jeden Grund dafür gegeben. Ein Vater sollte seinen
Sohn im Arm halten und anfeuern – aber meiner war nicht
einmal gekommen...Ich war wirklich alleine...

Leingarten City

Es war im zweiten Halbjahr der fünften Klasse, ich ging zur Hauptschule in Wüstenrot und fühlte mich in meiner Heimat eigentlich ganz wohl.

Doch wie so oft in meinem Leben sollte es dabei nicht bleiben. Wir zogen erneut um. Dieses Mal ging es nach Leingarten bei Heilbronn. Und das sollte nicht die einzige Veränderung sein, denn der Freund meiner Mutter zog mit uns zusammen in ein großes Haus. Sie waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht verheiratet, aber auf dem Weg dorthin...

Eigentlich war es total gut, in einem so großen Haus zu wohnen, denn hier war viel Platz und so hatte jedes Mitglied unserer Familie sein eigenes Zimmer. Zum ersten Mal gab es so etwas wie einen Rückzugsort. Wie sich herausstellen sollte war dieser allerdings gar nicht nötig, denn von Tag zu Tag bewegten wir uns weiter auseinander. Für mich persönlich war es eine sehr schwierige Zeit. Mit dem neuen Zuhause kam natürlich auch ein Schulwechsel und mein gesamtes Umfeld veränderte sich. Ich stand also wieder bei Null. Keine Freunde, kein Standing, ich war ein Niemand. Aller Respekt, den ich mir erarbeitet hatte, war hier nichts wert...

Ich war zu dieser Zeit etwas eingeschüchtert und zurückhaltend, wodurch sich mein Leben zusehends schwerer gestaltete. Diese neue Umgebung war anders und entwickelte sich immer mehr zum Problem für mich. Ich

war orientierungslos, was sollte ich tun? Wie musste ich mich verhalten um Fuß zu fassen? Wohin sollte mein Weg gehen? Fakt war: dies hier war eine andere Welt. Wüstenrot war ein kleines Dorf und Leingarten wirkte auf mich zu dieser Zeit wie eine große Stadt, alles war viel größer und unpersönlicher. Kannte sich in Wüstenrot noch jeder persönlich, so wusste man in Leingarten oft nicht, was sein Nachbar so tat. In mir wuchs ein neues Gefühl der Einsamkeit, ein tieferes, intensiveres, als das zuvor. Eine Einsamkeit, die mich zu verzehren drohte. Plötzlich war das große Haus mit dem vielen Platz nicht mehr Segen, sondern vielmehr Fluch...

Das Los der Einsamkeit

Mit dem Umzug in das große Haus wuchsen auch unweigerlich meine Probleme. Was verheißungsvoll als Familie begonnen hatte, entwickelte sich mehr und mehr zu einem Einzelgängertum, indem jeder sich selbst der Nächste war.

Ich war aufgrund der fehlenden Geborgenheit zu Hause meistens auf Achse und zog um die Häuser oder spielte auf der Straße, welche immer mehr zu meinem wahren Zuhause wurde. In meiner Nachbarschaft erlebte ich ein Deja-Vu, denn dort wohnte ein Junge, mit dem ich regelmäßig aneinander geriet. Das Spannende an diesem Jungen war, dass er tatsächlich auch aus Rumänien stammte. Irgendwie hatte ich es mit Jungs aus Rumänien. In dieser Zeit prügelte ich mich allgemein wieder sehr viel, denn jeder Sieg bedeutete Anerkennung und ich wollte mir diese unbedingt holen, wenn ich sie schon bei meinen Eltern nicht finden konnte. Aber an erster Stelle stand der Rumäne, wir schlugen uns eigentlich ständig. Um die Leere in mir zu füllen und gegen die Einsamkeit anzukämpfen, suchte ich mir natürlich auch neue Freunde, doch das gestaltete sich als gar nicht so einfach. Ich lernte doch so einige junge Menschen kennen, doch als echte Freunde waren sie alle nicht zu bezeichnen. Jedes Mal, wenn es mir nicht gut ging, stellte sich heraus, dass meine Freundschaften nicht über die Oberfläche hinausgingen. Ein tiefes Gespräch, welches mein Herz zu dieser Zeit gebraucht hätte, war mit keinem dieser sogenannten

Freunde möglich. Im Prinzip hatte ich keine echte Freundschaft, nur eine Menge Leute um mich rum, mit denen man Albernheiten machen konnte, aber unter keinen Umständen sein Leben teilen...

Die Einsamkeit wuchs von Tag zu Tag. Früher hatte ich zwar keinen Vater, aber immerhin hatte ich einen Freund, eine Schwester, die sich um mich sorgte und eine Mutter, die ihr Leben mit mir teilte. Heute hingegen war mein Leben aus den Fugen geraten, denn wie sich herausstellte war der neue Freund meiner Mutter alles andere als ein liebender Vater, Freunde hatte ich wie gesagt zunächst nicht mehr, meine Mutter hatte nur noch Augen für ihren Freund, es war fast, als existierte ich für sie nicht mehr und dann wendete sich sogar meine Schwester Stück für Stück von mir ab. Ihr schien der Umzug und die neue Umgebung nichts auszumachen. Sie fand sich bestens zurecht und fand schnell neue Freunde. Die Folge davon war, dass der Mensch, der mir am Nächsten stand, sich immer weiter von mir entfernte. Stattdessen fand sie mehr und mehr ihren Gefallen am Konsum von Alkohol. Unsere Beziehung bewegte sich, aber leider nur auseinander. Meine Schwester das Partygirl...

Und ich? Ich blieb auf der Strecke. Niemand scherte sich um meine Gefühle, mein Leben. Niemand hatte Interesse an mir. Es war fast, als wäre ich gar nicht da. Ich war in einem Käfig der Einsamkeit gefangen, dessen Ausgang nicht zu finden war. In mir schien in dieser Zeit etwas zu sterben, denn alle Menschen, die mir etwas bedeuteten

wurden mehr und mehr zu Randnotizen im alltäglichen
Wahnsinn des Lebens...

Vaterlos

Zu Beginn unseres Lebens in Leingarten gab es jedoch auch eine Konstante: wir mussten nach wie vor jedes zweite Wochenende zu unserem Vater. Allerdings war das der Teil unseres Lebens auf den ich getrost verzichten konnte. Und je länger wir in Leingarten lebten, desto geringer wurde das Interesse unsererseits an den Besuchen. Eines Tages trafen meine Schwester und ich die Entscheidung, dass es besser war, lieber keinen Vater zu haben, als diesen. Deshalb schrieben wir ihm einen Brief, in dem wir ihm mitteilten, dass wir keine Lust mehr auf diese Wochenenden hatten und ihn von nun an nicht mehr sehen wollten. Wir brachen also den Kontakt zu ihm völlig ab. Für mich war es ohnehin schon seit geraumer Zeit so, dass ich zwar physisch einen Vater hatte, aber mehr als ein Erzeuger war er für mich nicht mehr gewesen, denn sein Anteil an meinem Leben war ohnehin vernichtend gering gewesen. Dieser Brief schlug zu jener Zeit große Wellen, denn mein Erzeuger wollte sich nicht damit abfinden, dass wir uns von ihm lösten. Er begann die Urheberschaft des Briefes anzuzweifeln. Er behauptete, dass der Inhalt des Briefes viel zu deutsch war, als dass wir ihn hätten verfassen können. In der Folge entwickelte sich ein Streit zwischen meinen beiden Elternteilen. Die Anschuldigung meines Vaters, der Brief sei von meiner Mutter war völlig absurd, wenn man die mangelnden Deutschkenntnisse meiner Mutter berücksichtigt. Ich glaube es ging in erster Linie um die Kontroverse, den Streit. Mein Standpunkt interessierte ihn natürlich sowieso nicht...

Nun war es also soweit: der Kontakt zu meinem Vater war abgebrochen. Jetzt hatte ich also endgültig keinen Vater mehr und ganz ehrlich, nach allem, was sich ereignete, war das kein großer Verlust. Wie sieht ein richtiger Vater eigentlich aus? Was kennzeichnet ihn? Wenn ich daran denke, was mein Vaterbild ausmachte, dann musste ich froh sein, dass ich keinen mehr hatte. Es gab keine männliche Stütze in meinem Leben, niemanden, der mich an die Hand nahm und mir zeigte, wie das Leben so läuft. Mit dem Begriff des Vaters hatte ich abgeschlossen. Ich konnte mit diesem Wort nur noch Dinge wie Unterdrückung, Gewalt, Angst oder Unzuverlässigkeit verbinden. Oft habe ich gehört, wie ein Vater sein sollte, aber die Realität sah anders aus.

Ich war endgültig in der Einsamkeit angekommen. Ich hatte keinen Vater und keine Freunde mehr. Es gab niemanden in meinem Leben, der sich meiner annahm, der mir die Liebe vermittelte, die ich so sehr brauchte. Mein Herz war leer, denn wann immer ich mich auf einen Menschen einließ, wurde ich von ihm verlassen oder verlor ihn ganz einfach nur. Mein Leben war leer, denn alles, wonach ich mich sehnte, bekam ich nicht. Zuneigung gab es nur in Filmen, aber nicht für mich, den Jungen, der sein Herz verlor...

Ich hatte anfangs noch Hoffnung, denn wie ihr euch erinnert war das Verhältnis zum Freund meiner Mutter zu Beginn ganz ordentlich und ich hoffte, dass er mir das Gefühl vermitteln würde, doch einen Vater zu haben. Ich hatte die Hoffnung in ihm eine neue Vaterfigur gefunden

zu haben. Und was passierte? Das Gegenteil, denn er bestätigte das Vaterbild, dass in mir ohnehin schon vorherrschte. Unser Verhältnis wurde seit wir zusammen wohnten immer schlechter und als er schließlich begann mich zu schlagen klafften Erinnerungen und Wunden wieder auf und vertieften sich noch weiter.

Er konnte die Rolle nicht einnehmen, oder besser gesagt er zeigte mir ein weiteres Mal, wie schmerzhaft es ist einen Menschen zu haben, der die Rolle des Vaters einnimmt. Mein Leben war endgültig zerschmettert, denn meine letzte Hoffnung auf einen liebenden Vater wandelte sich in einen Ritt durch die Hölle...

Die Erinnerung

Es gibt da eine Situation, an die ich mich bis heute genau erinnere, da sie meine Situation und mein Vaterbild widerspiegelt und gleichzeitig einfach meinen ganz normalen Alltag aufzeigt...

Ich war gerade elf Jahre alt. An diesem Tag ging ich die Treppe in unserem Haus hinunter und unten wartete der Freund meiner Mutter. Er stand da und schaute mich an. Die Art und Weise, wie er mich anschaute, ließ es mir kalt den Rücken runterlaufen. Ich kannte diesen Blick. Er blickte mich an, wie es ein anderer schon früher getan hatte. Es war der gleiche Blick, wie der meines Vaters, jedes Mal wenn er kurz davor war auszurasen. Ich konnte in den Augen des Freundes meiner Mutter die Augen meines Vaters sehen, ein Blick erfüllt von Hass und Abneigung. Ich erinnerte mich an die unzähligen Situationen, in denen mein Vater seine Hand gegen mich erhoben hatte und in mir wuchs eine Angst heran, da ich mir ausmalte, was dort am Ende der Treppe auf mich wartete. Es half nichts, denn ich musste irgendwie an ihm vorbeikommen. Also versuchte ich einfach weiter zu gehen. Und schon war es geschehen, eine schallende Ohrfeige erreichte meine Wange und in diesem Moment brachen noch viel mehr Gefühle aus mir heraus. Ich war vor meinem Vater geflohen und doch konnte ich ihm nicht entkommen, denn ein neuer Mann schien die Rolle einzunehmen. Er sagte mir: „Sei froh, dass ich dich nicht richtig getroffen habe!“ Und

konnte mir auch einen Grund für die Ohrfeige nennen. Ich hatte das Brot nicht zu seiner Zufriedenheit aufgeräumt...

Ich wusste nicht, was ich tun sollte und in mir drängten sich all die Gefühle an die Oberfläche, die ich mit meinem Vater von mir gestoßen hatte. Ich begann zu weinen und verschwand in meinem Zimmer. In mir brodelte es: Deshalb hat er mich geschlagen? Wegen so einer Kleinigkeit? Ist es die Aufgabe eines Vaters seinen Sohn schlecht zu machen? Ihn zu schlagen? Statt Geborgenheit durfte ich Ablehnung erfahren, statt einem Schulterklapp gab es nur eine Ohrfeige. Väter, wie man sie sich vorstellt sind Fabelwesen. Davon war ich überzeugt. Ich begann bitterlich zu weinen und verlor mich immer mehr in meiner Einsamkeit. Wie fühlt es sich an geliebt zu sein? Wie ist es, wenn man keine Angst haben muss, bei einer falschen Bewegung einen Schlag in die Fresse zu bekommen? Für mich war keine Liebe bestimmt...hatte ich die Schläge verdient? War ich so nutzlos? Ich begann so langsam an mir zu zweifeln...

Alltag mit meinem Stiefvater

Ich möchte hier keinen falschen Eindruck vermitteln. Es gab auch immer wieder schöne Zeiten mit dem Freund meiner Mutter. Es war eigentlich ein ständiges auf und ab. Zu den unschönen Ereignissen gesellten sich zwischendurch Lichtblicke, die neue Hoffnung in mir weckten. Wir gingen als Familie zum Beispiel in eine Tropfsteinhöhle, ins Salzbergwerk oder ins Freibad. Doch die geschöpfte Hoffnung war nie von Dauer. Wann immer ich ein Gefühl von Geborgenheit durch ihn vermittelt bekam, rammte er mir im nächsten Moment den Dolch wieder etwas tiefer in meine Brust. Denn, wann immer ich mich angenommen fühlte, ließ er mich kurz darauf wieder fallen. Jeder Sturz war tiefer und schmerzhafter...

Ein Beispiel hierzu war der Tag, an dem er mir einen PC schenkte. Vor lauter Neugier und Freude hatte ich nur noch Augen für den Computer und vergaß darüber hinaus mich bei meinem Stiefvater zu bedanken. Es war keine böse Absicht, ich habe es vor lauter Freude einfach vergessen. Doch die Reaktion kam sofort, in dem er mir mitteilte, dass er nie wieder etwas für mich tun würde, weil ich so undankbar war. Er konnte das in einem Tonfall sagen, dass alle positiven Gefühle über das Geschenk innerhalb kürzester Zeit verfliegen waren.

Zu Hause wurde immer mehr zu einem bloßen Wort, das nicht mit Leben gefüllt war. Wir hatten immer weniger Gemeinschaft und distanzierten uns an jedem Tag weiter voneinander. Die Einsamkeit und die Verzweiflung, die

längst von meinem Herzen Besitz ergriffen hatten, vereinnahmten mich ganz. Sie fesselten mich und stürzten mich in einen Abgrund. Immer tiefer fiel ich und landete schließlich im Wirrwarr der Gedanken, dessen ich mich nicht mehr erwehren konnte. Ich begann ernsthaft mit dem Gedanken zu spielen, meinem jämmerlichen, überflüssigen Leben ein Ende zu setzen. Zum ersten Mal war ich mir nicht sicher, ob ich noch Teil dieses Schauspiels, das sich Leben nennt, sein wollte...

Und die Situation verschärfte sich weiter, denn zu der mir nun schon lange vertrauten körperlichen Gewalt kam mit der Zeit verstärkt auch psychische Gewalt hinzu. In mir löste das immer intensivere und dunklere Kämpfe aus. Meine Mutter und ihr Freund heirateten und ich freute mich zwar irgendwie für sie, aber mich persönlich berührte dieses, doch eigentlich so freudige, Ereignis kaum. Und mein Stiefvater sollte die Rolle, die er angenommen hatte auch schnell ausleben. Er beschimpfte mich regelmäßig und eine Reihe von Statements blieb mir besonders in Erinnerung, ja, fraß sich regelrecht in meine Psyche.

Er sagte mir immer wieder: „**Du bist ein Nichts! Keiner braucht dich! Aus dir wird niemals etwas werden!**“ Ich war für ihn nur noch eines: der Sündenbock! Wann immer es Probleme gab, galt seine Wut mir. In mir wuchs die Gewissheit, dass ich nutzlos war und alle anderen für meine Mutter und meinen Stiefvater von größerer Bedeutung waren als ich. Die Worte, die er mir hinknallte, prägten sich mit jedem Mal mehr ein, wenn er sie aussprach. Sie bohrten sich immer tiefer in mein Herz, bis

zu dem Tag, an dem ich begann es zu glauben. Ich wusste nun, dass ich ein Niemand war. Wie sollte mich jemand lieben können? Ich war ja nutzlos. Eine Dunkelheit überkam meine Seele, eine Leere vereinnahmte mich und die Stimmen, die mich aufforderten, meinem Leben ein Ende zu setzen, wurden immer lauter...

Der neue Nachbar

Inmitten meiner tiefen Verzweiflung schien allerdings ein Hoffnungsschimmer am Horizont aufzutauchen.

Wir bekamen neue Nachbarn, eine christliche Familie, wie ich später feststellen sollte. Ihr Sohn wurde sehr schnell zu meinem neuen besten Freund. Lustigerweise hatten wir am gleichen Tag und sogar zur gleichen Uhrzeit das Licht der Welt erblickt. Dieses Thema wurde in der Folgezeit zu einer andauernden Auseinandersetzung zwischen uns, denn wir stritten uns in aller Freundschaft, wer von uns beiden denn nun ein paar Sekunden älter war. Insgesamt konnte er mich etwas aus meiner Zerrissenheit befreien und wir hatten eine sehr lustige Zeit miteinander. Wir teilten fortan unser Leben, gingen gemeinsam Inliner oder Fahrrad fahren und trugen gemeinsam Zeitungen aus. Es war fast so, als hätte ich endlich etwas Normales in meinem Leben gefunden...

Mit ihm zusammen habe ich auch das erste Mal geraucht. Keine Zigaretten, davor hatten wir Respekt, aber zunächst Papier und später dann Kamillentee. Ich konnte endlich frei sein. Eines Tages lud er mich ein, mit ihm in seine Gemeinde zu gehen und ich nahm die Einladung an. Ich hatte ja keine Ahnung, was mich dort erwarten würde...

Die Gemeinde nannte sich Quelle des Lebens und war damals noch in Heilbronn/ Sontheim beheimatet. Als der Tag gekommen war, gingen wir gemeinsam hin und ich muss ganz ehrlich sagen, dass das, was ich dort erlebt habe

ein tiefer Schock für mich war. Es war beängstigend und befremdlich, was sich dort abspielte. Alle haben ihre Hände zum Himmel gehoben, sehr lautstark gebetet und vor allem waren alle, die dort waren, Russen... Für mich war dieses Erlebnis sehr abschreckend und ich war mir in diesem Moment sicher, dass ich da ganz sicher nicht mehr hingehöre. Aber meinem Freund zuliebe warf ich meine Gedanken wieder über Bord und ging zunächst ab und an mit ihm in diese Gemeinde, die mir mehr Angst machte, als Geborgenheit zu vermitteln. Mit der Zeit fand ich jedoch immer öfter Ausreden, warum ich nicht mit ihm zu den Gottesdiensten kommen konnte und schließlich kam der Tag, an dem ich meine Gedanken doch noch umsetzte und gar nicht mehr hinging. Unserer Freundschaft tat das keinen Abbruch, da er ja ohnehin nur in die Gemeinde ging, weil seine Mutter dies so wollte. In seinem Leben spielte der christliche Glaube, wenn überhaupt, eine untergeordnete Rolle.

Ich hatte also endlich wieder einen richtigen Freund, was mich auch ein Stück weit darüber hinwegtrösten konnte, dass mein Stiefvater seine Abneigung gegen mich immer offener auslebte. Es ging mir nicht gut, aber zumindest gab es in meinem Leben wieder so etwas wie einen Halt...

Der Bruch

So ging die Zeit dahin und es veränderte sich nicht viel in meinem Leben. Aber mein Umfeld schien täglich weiter auseinander zu driften, denn die Beziehung zwischen meinem Stiefvater und meiner Mutter entwickelte sich immer mehr zu einer Ehe, in der sich beide Parteien nichts zu sagen hatten.

Ich musste zu dieser Zeit häufig auf meinen kleinen Bruder aufpassen und war so recht oft an unser Haus gebunden. Zu meinem kleinen Bruder hatte ich ein relativ gutes Verhältnis, wobei man sagen muss, dass er damals noch sehr klein war und ich unsere gemeinsame Zeit eher als eine Art Babysitten betrachtet hatte. Immerhin konnte ich durch ihn so etwas wie eine familiäre Beziehung erleben, wenn er auch der Einzige war, der mir dieses Gefühl vermittelte.

Finanziell stand ich nicht so gut da, was zur Folge hatte, dass ich für das Aufpassen auf meinen Bruder Geld verlangte. Ich ließ mich also dafür bezahlen, dass ich Zeit mit meinem Bruder verbrachte. Meine Mutter hatte innerlich schon mit der Beziehung abgeschlossen, da sie wusste, dass die Trennung endgültig bevor stand. Sie war eigentlich jeden Abend außer Haus und mein Stiefvater verbrachte die Zeit überwiegend vor dem PC, was dazu führte, dass meine gemeinsamen Abende mit meinem Bruder sich weiter mehrten. Schließlich kam der Tag, an dem sich meine Mutter und ihr Mann trennten. Von diesem Tag an herrschte quasi Funkstille in unserem Haus.

Mein Bruder war also endgültig mein einziger familiärer Kontakt geworden...

Im Haus selbst wurde es immer stiller, aber es war keine angenehme Stille. Es war vielmehr eine Stille, die zum Ausdruck brachte, wie groß die Kluft zwischen den einzelnen Parteien im Haus wurde. Es war eine drückende Stille, eine, die jedem aufzeigte, dass hier niemand mehr dem anderen etwas zu sagen hatte. Es war eine Stille, die mir vermittelte, wie alleine ich war, wie wenig Familie wir waren und wie weit es mit dem Bruch innerhalb selbstiger schon gekommen war. Ich war gefangen in einem Haus, das meine Selbstzweifel aufgrund der in ihm herrschenden Stille weiter anheizte...

Meine Mutter hingegen schien weiter zu leben. Sie ging zu dieser Zeit aus und lernte einen anderen Mann kennen. Sie war abends selten zu Hause und freundete sich immer weiter mit ihrer neuen Bekanntschaft an. Zu dieser Zeit suchten sowohl sie, als auch mein Stiefvater nach einer neuen Wohnung, da das Haus für jeden alleine etwas groß war. Mittlerweile war es endgültig zum Cut zwischen beiden gekommen und die Stille im Haus wurde immer unerträglicher. Gegen Ende unserer gemeinsamen Zeit, als beide noch zusammen im Haus wohnten, begann meine Mutter eine neue Beziehung mit ihrer Bekanntschaft. Mein Stiefvater zog aus und immer häufiger schlief in der Folge der neue Partner meiner Mutter bei uns. Schließlich fanden wir eine neue Wohnung in Böckingen, in die wir später einziehen sollten...

Aus dieser letzten Zeit mit meinem Stiefvater hat sich eine Erinnerung in mein Herz gefressen:

„Du bist schuld...!“

Eines Mittags hatte ich Durst und ging die Treppe hinunter in die Küche um dort etwas zu trinken. In diesem Moment waren sowohl meine Mutter als auch mein Stiefvater in der Küche. Als ich kam, verließ meine Mutter den Raum und es entfachte ein Streit zwischen ihrem Noch-Ehemann und mir. In diesem Streit machte er mir ständig Vorwürfe. Er wusste genau, wie er mich psychisch unter Druck setzen konnte und kam relativ schnell auf die Schuldfrage zu sprechen. Er gab mir die volle Verantwortung für die gescheiterte Beziehung mit meiner Mutter. Wie immer war ich das schwarze Schaf. An eine Aussage von ihm erinnere ich mich noch genau. Er sagte zu mir: „Nur wegen dir ist die Beziehung in die Brüche gegangen. Du bist an allem schuld!“

Als er diesen Satz ausgesprochen hatte kamen andere Aussagen aus meiner Vergangenheit hoch und in mir wuchs erneut ein Gedanke. Ich konnte ihn nicht zur Seite schieben und er vereinnahmte mich immer mehr. Der Gedanke, der mich in dieser Zeit quälte, war: alles, was ich tue oder anfasse geht kaputt! Es liegt an mir, dass keiner hier glücklich sein kann...

Es entwickelte sich mehr und mehr eine absolute Verslossenheit in mir. Ich zog mich weiter zurück und begann innerlich zu resignieren, da nichts, was ich anpackte funktionieren konnte. War wirklich alles meine Schuld? Bin ich nichts wert? Ich war am Boden zerstört,

unfähig wieder aufzustehen. Ich kann nichts Neues mehr anfangen, da es eh in die Brüche geht....

In mir spitzte sich der Kampf, ob mein Leben wertlos sei, weiter zu. Ich fühlte mich leer und nutzlos, kein Mensch konnte mich gebrauchen, nie hatte ich einen richtigen Vater, meine Mutter war auch mehr unterwegs als bei mir, meine Schwester war mit ihren Freunden unterwegs. Alles, was sich um mich herum abspielte, ging kaputt und scheinbar war ich die einzige Konstante in diesem Spiel. Es musste doch an mir liegen... Niemand wollte mich, niemand konnte etwas mit mir anfangen, war mein Leben wertlos? War ich es wert, zu leben? Ich habe es nicht verdient zu leben...oder doch? Nein! Ich war nichts wert...

Doch gleichzeitig gab es auch andere Entwicklungen in meinem Leben...

Flucht zum Teeniewochenende

Es kam die Zeit, in der ich es zu Hause nicht mehr aushielt und beschloss, dass ich da raus musste. Mein Stiefvater lebte noch bei uns und in mir brodelte der Wunsch einfach abhauen zu wollen. Als ich das Haus verlassen wollte, fing mich mein Nachbar ab. Er kam genau zur rechten Zeit. Er redete mit mir und fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, mit ihm auf ein Teeniewochenende in der Gemeinde zu gehen. Ich erinnerte mich an das erlebte, als ich früher da war und dachte an den Zustand zu Hause. Ich wollte ja ohnehin weg und einen wirklichen Plan, wohin ich sollte hatte ich auch nicht. Wohin sollte ich sonst gehen? Also beschloss ich spontan zu zusagen und ging zurück ins Haus, um meinen Stiefvater zu fragen. Dieser antwortete nur mit einem: „Ja, geh!“ die Art und Weise, wie er mir dies sagte, zeigte mir nochmals deutlich, dass für ihn die Hauptsache war, dass ich weg war...

Ich packte also meine Sachen und schmierte mir meine Brote, damit ich etwas zu Essen hatte und ging zu meinem Nachbarn, von wo aus wir dann nach Sontheim aufbrachen. Ich ging also wieder in diese Gemeinde, dorthin, wo ich früher so verängstigt wegen des Verhaltens aller Anwesenden war. Doch diesmal war es anders. Irgendetwas in den Räumlichkeiten hatte sich verändert im Vergleich zu damals. Wo ich damals völlig unsicher und verängstigt war, begegnete ich dieses Mal einer anderen Atmosphäre. All die Dinge, die mich damals wieder vertrieben hatten, waren plötzlich wie weggeblasen. Ich

spürte, dass hier etwas anders war, als im Rest meines Lebens. In mir machte sich ein Gefühl breit. Ein Gefühl, das mir Wärme, Liebe und Frieden vermittelte. Es schien ein ganz anderer Ort zu sein, als die Gemeinde, aus der ich damals fast geflohen war. Ich fühlte mich wohl.

Als ich so richtig angekommen war, sah ich wie all die Teenies herum alberten und Spaß hatten. Fast so, als gäbe es keine Sorgen mehr. Ich kannte das nicht. Für mich eröffnete sich eine neue Welt. Lachen, spielen und Spaß haben. All das war mir bis dahin unbekannt gewesen, denn zu Hause gab es ja nur Streitereien. Was ihr vielleicht als normalen Alltag eines Kindes empfindet, war für mich in diesem Moment eine Art Offenbarung eines anderen Lebens, vielleicht eines Lebens, das so oder so ähnlich hätte aussehen können, wenn ich einen Vater gehabt hätte und meine Familie die Sorte einer Einheit gebildet hätte, die man im Volksmund als „normal“ bezeichnen würde. Später am Abend gab es Gebetsgruppen und irgendwie wurde ich auch in eine dieser Gruppen gesteckt. Um mich herum wurde für alles Mögliche gebetet. Das war etwas befremdlich, denn ich wusste nicht, was da so genau passierte und wie das funktionieren sollte. Wie betete man eigentlich? Was hat es damit auf sich? Ich wusste einfach nicht, wie man betet und so beschloss ich einfach ruhig daneben zu sitzen und mir anzuschauen, was sie da taten. Einer der Leiter des Ganzen bemerkte dies und bekam den Gedanken aufs Herz, mich zur Seite zu ziehen und mit mir zu reden. Er kam auf mich zu und fragte, ob wir uns unter vier Augen unterhalten konnten. Ich willigte ein und es

entstand ein längeres Gespräch, in dem ich zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl bekam, ein männliches Vorbild gefunden zu haben. Einen Mann, der sich wirklich für mich interessiert, der mir zuhört und mich ernst nimmt. Ich hatte zum ersten Mal das Gefühl von Geborgenheit erlebt und konnte mich in diesem Gespräch einem Mann gegenüber erstmals öffnen. Ich hatte das Gefühl, dass es ihm wichtig war, was ich zu sagen hatte. Ich teilte ihm meine Gefühle mit, all das, was sich in der Zeit zuvor in mir angestaut hatte.

Nach unserem Gespräch wollte er für mich beten, was ich ihm erlaubte. Er betete für mich und wollte dann, dass ich ihm verspreche, nächste Woche wiederzukommen. Ich gab ihm die Zusage, denn ich fühlte mich wohl. Es war in diesem Moment fast so, als sei all das Leid meines Lebens für diese kurze Zeit einfach nur nichtig.

Nach dieser neuen Erfahrung sollte es Essen geben. Alle bis auf mich stürmten in die Küche, um dort zu essen. Ich hingegen hatte meine Brote in der hintersten Ecke der Gemeinde versteckt und ging nun alleine dorthin, um mein Essen zu mir zu nehmen. Ich hatte sie versteckt...

Ich saß also dort, um zu essen, als dieser Leiter wieder zu mir kam und mich dazu aufforderte, mit in die Küche zu kommen, um dort mit allen zu essen. In diesem Moment kam in mir das erste Mal das Gefühl von Scham auf, da ich kein Geld hatte. Ich sagte ihm, dass ich das Essen nicht bezahlen könne und deshalb nicht mit zu den anderen Jugendlichen wollte. Er lächelte und erwiderte nur: „Das

macht nichts, ich zahl auch nichts dafür, komm doch einfach mit!“ Also konnte ich meine Scham überwinden und ging mit ihm in die Küche, wo ich zum ersten Mal leckere Hawaii-Toasts essen durfte. Ich liebe Hawaii-Toasts noch bis heute...

Ich hatte also zum ersten Mal ein männliches Vorbild gefunden, was dazu führte, dass ich fortan wie eine Klette an ihm hing. Der Tag ging zur Neige und wir legten uns schlafen. Am nächsten Morgen war ich schon sehr früh wach und suchte sofort wieder die Nähe meines Vorbildes. Ich ging also zu ihm hin und setzte mich auf einen Stuhl vor ihn, wo ich gespannt darauf wartete, dass er aufwachen würde. Als es soweit war und er vom Schlaf erwachte, da saß ich direkt vor ihm und schaute ihn an, was unweigerlich dazu führte, dass er sich ziemlich erschreckte, als er mein Gesicht als erstes am Morgen erblickte. Wir tauschten Blicke aus, danach ein Grinsen und schließlich fragte er mich, ob ich denn nicht geschlafen hatte. In der Folgezeit kümmerte er sich liebevoll um mich.

Das gesamte Wochenende war sehr schön. Ich hatte das Gefühl, wirklich angenommen zu sein, ja sogar endlich geliebt zu sein. Das sollte nicht das Ende meiner Probleme sein, aber doch der Start in ein anderes Leben. Zu Hause hatte ich immer noch den gleichen Stress und wurde immer mehr runtergezogen, aber ich hatte von diesem Tag an auch freudige Momente in meinem Leben und beschloss tatsächlich, mein Versprechen, am nächsten Sonntag wieder zu kommen, in die Tat umzusetzen...

Die ersten Schritte in der Gemeinde

In den zwei folgenden Wochen ging ich sonntags in die Gemeinde und dort veränderte sich meine Sichtweise der Dinge. All die Dinge, die mir bis jetzt so befremdlich vorkamen und Angst in mir weckten, waren plötzlich nur noch eine Randnotiz. Sie waren völlige Nebensache geworden. Ich konnte relativ schnell eine Sitzordnung in der Gemeinde erkennen. Zwar war diese nie so vorgegeben, aber sie ergab sich scheinbar wie von alleine. Wenn man den Raum betrat, dann saßen auf der rechten Seite alle Jugendlichen, in der Mitte fand man die Erwachsenen und die Leiterschaft der Gemeinde und links saßen die älteren Damen und Herren, die Senioren. Ich für meinen Teil fand meinen Platz auf der rechten Seite und zwar ganz vorne in Reihe eins.

Ich konnte von dort aus dem Lobpreis sehr gut folgen und hierbei faszinierte mich vor allem eines: das Schlagzeug. Ich fixierte es regelrecht mit meinen Augen, während es gespielt wurde. In mir wuchs der Wunsch selbst Schlagzeug zu spielen. Ich wollte dieses Instrument spielen. Ich wollte Schlagzeug spielen lernen. Je länger ich es sah und hörte, desto tiefer brannte in mir der Wunsch es selbst zu beherrschen.

Die Bekehrung

In diesen Gottesdiensten erlebte ich etwas Neues, etwas, von dem ich dachte, es sei nicht existent...

Ich lauschte den Predigten des Pastors, aber, um ehrlich zu sein, habe ich mich nur am Rande für seine Ausführungen interessiert. In Wirklichkeit hatte ich ein großes Problem damit, zu verstehen, was dieser Mann dort vorne uns mitteilen wollte, denn ich konnte sein russisches deutsch nicht annähernd verstehen. Ich hatte keine Ahnung, was er erzählte...

Aber das Verhalten, das die Menschen hier an den Tag legten, bewegte mich irgendwie. Sie waren so ganz anders, als alles, was ich bis dahin kannte. Sie zeigten durch ihren Umgang mir gegenüber eine Wärme, eine Liebe und eine Offenheit, wie sie für mich noch nie zu erleben war. In mir begann sich etwas zu verändern, ich wurde nachdenklich und fragte mich, was wohl hinter all dem steckte. Es waren letzten Endes nicht die Worte des Predigers, die mich bewegten, es waren vielmehr die Taten dieser Christen, die in mir einen Wunsch aufkeimen ließen. Dieses Verhalten machte mich hungrig, hungrig auf mehr. Ich wollte auch so sein und wollte Teil dieser Gemeinschaft sein. Ich wollte kein Außenseiter mehr sein, sondern sehnte mich danach, eine neue Heimat zu finden. Ein Leben mit Jesus, war es das, was ich brauchte um meinem Leben einen Sinn zu geben?

Sollte ich mein Leben in Gottes Hände legen? Umkehren von allem, was mich ausmachte und einen neuen Start wagen? Der Gedanke ließ mich nicht mehr los. Immer dringender wurde das Verlangen Teil dieser Familie Gottes zu sein. Mir wurde klar, ich wollte mich bekehren und ich wollte Christ werden.

Am zweiten Sonntag, dem 01.07.2007, schließlich, während des Gottesdienstes wurde das Drängen immer größer und ich konnte mich nicht mehr dagegen wehren. Ich wusste während dieses Gottesdienstes, dass heute der Tag war, an dem ich mein Leben loslassen wollte. Am Ende des Gottesdienstes gab es dann auch einen Bekehrungsaufruf und ich wollte ihm nachkommen, aber irgendwie wusste ich nicht, was ich tun sollte. Ich war völlig verunsichert und traute mich nicht einfach nach vorne zu gehen. Doch dieses Drängen wurde nur noch stärker und so nahm ich meinen Mut zusammen und ging zur Leiterin der Teeniegruppe und fragte sie, was ich tun sollte. Sie schickte mich nur nach vorne auf die Bühne und meinte, ich sollte es dem Pastor sagen. Das tat ich dann auch. Er nahm mich an seine Seite und wandte sich an die Gemeinde: „Ihr kennt ja Michael und wisst, dass er keine richtige Mutter hat. Wer möchte seine geistliche Mutter sein?“ Auf diese Frage hin meldeten sich gleich zwei Frauen. Zum einen die Teenieleiterin und zum anderen die Frau des Pastors. Sie standen auf und kamen zu uns auf die Bühne, wo sie an meiner Seite mit mir beteten. Wir sprachen gemeinsam ein Übergabegebet, welches Folgen hatte, wie ich sie nicht hatte erwarten können. Nachdem

wir gebetet hatten kam die ganze Gemeinde auf mich zu, um mich zu umarmen und zu herzen. Alle waren total glücklich und ich wusste damals nicht warum. Viele sagten zu mir, dass jetzt alles gut werden würde, dass von nun an alles anders werden würde...

Diese Aussage gab mir Mut und in meinen Gedanken kreisten nur noch die Worte: alles wird gut. Ich glaubte diesem Satz und war davon überzeugt, dass nun ein neues Leben begonnen hatte. Ein Leben fernab von Leid und Schmerz, ein Leben, in dem alles gut wird. Ich übernahm einfach dieses eine Statement, das sich so wundervoll angehört hatte...

Später sollte sich diese Aussage als großer Irrtum herausstellen, denn nur weil ich Christ war, war längst nicht alles Friede, Freude, Eierkuchen...

Aber nun ja, hier war ich: Michael M. der Christ. Auch wenn mir noch immer nicht ganz klar war, was das eigentlich genau bedeutete...

Wer bin ich jetzt?

In der Folge begann für mich so eine Art Selbstfindungsphase. Ich begann in der Bibel zu lesen, doch irgendwie konnte ich nicht so ganz verstehen, was mir die Inhalte so alles mitgeben wollten. Doch je mehr ich las, desto mehr konnte ich darüber erfahren, wo ich denn eigentlich her bin. Warum gab es Christen? Was war ihre Aufgabe? Und woher kommt überhaupt die Welt?

Ich habe viel über diese Themen gelesen und gehört, aber so wirklich verstanden hatte ich die Zusammenhänge nicht. Zunächst las ich sehr viel im Alten Testament, was die Sache nicht unbedingt einfacher machte und für mich waren kaum Zusammenhänge zu meinem Leben in der heutigen Zeit zu sehen. Ich wusste nicht viel damit anzufangen, aber eines Tages erklärte man mir, dass es viel einfacher wäre, wenn ich im Neuen Testament beginnen würde. Ein Buch also, das man nicht von vorne nach hinten lesen muss, sondern, um zu verstehen, was einem gesagt wird, muss man mit dem zweiten Teil beginnen, bevor man an den Anfang geht. Da muss man von alleine auch erst einmal drauf kommen...

Jedenfalls war es tatsächlich so, dass mir dieser Hinweis sehr viel Licht ins Dunkel bringen sollte, denn plötzlich schien so manches Sinn zu ergeben und Zusammenhänge wurden erkenntbar. In den folgenden Wochen konnte ich immer mehr erkennen, worum es diesem Gott ging und was es mit Jesus auf sich hatte. Es war eine sehr aufregende und spannende Zeit, in der ich so langsam beginnen

konnte, selbst eine Beziehung zu Gott zu knüpfen. Die Figur des Jesus füllte sich für mich mit Leben und auch die Erlösung durch seinen Tod und seine Auferstehung begannen mir ins Herz zu fallen. Ich konnte mehr und mehr über die Basics des Glaubens lernen und erfahren. Mich beschäftigten solche Themen wie: Was kann ich als Christ eigentlich? Wozu bin ich denn fähig? Ich konnte sehr viel hierüber lesen und erfahren und mein zerstörtes Selbstbild wurde durch diese Dinge wieder ein Stück weit repariert. Das, was ich an Seelenbalsam in meinem zerrütteten Leben hatte, kam von Gott...

Zungensprache

Ich hörte in dieser Zeit immer wieder, wie einige Menschen aus der Gemeinde laute und komische Silben von sich gaben, während sie beteten. Zeitweise machte mir das wirklich Angst, da es irgendwie befremdlich war und ich es überhaupt nicht kannte. Aber vor allem wollte ich wissen, was das war. Zunächst dachte ich sie sprächen russisch oder so, aber mit der Zeit wurde ich eines Besseren belehrt. Ich kannte es zwar nicht und wusste auch nicht genau, um was es sich dabei handelte, aber ich war mir sicher, dass es etwas Gutes sein musste und dass ich es auch unbedingt haben wollte...

Zunächst hörte ich es immer öfter bei anderen Christen, bis ich schließlich begann nachzufragen und mir erklärt wurde, dass man das, was ich da hörte Zungensprache nannte und auf weiteres Nachfragen wurde mir immer klarer, um was für eine Form der Sprache es sich hierbei handelte. In einigen Gesprächen wurden mir sozusagen die Basics dieser fremden Sprachform vermittelt. So durfte ich erfahren, dass sie gut und erbauend für die Christen ist und dass nur Gott alleine sie verstehen kann. Es handelt sich um ein Geschenk Gottes an die Christen. In mir wuchs die Neugier stetig weiter und ebenso der Wunsch, diese Sprache selbst auch sprechen zu können. Von dieser Zeit an wurde der Wunsch immer größer und ich ließ andauernd von anderen dafür beten, dass ich die Zungensprache doch auch als Geschenk Gottes erhalten sollte. Und wenn ich sage ich ließ andauernd dafür beten,

dann meine ich das auch genauso. Ich ging immer häufiger zu Jugendgottesdiensten und ließ auch dort ständig dafür beten. Ich versuchte alles, nur um endlich zu bekommen, was ich wollte. Doch aus irgendeinem Grund schienen all diese Gebete nicht zu fruchten. Es war kein Erfolg zu sehen, ich begann nicht diese Sprache zu sprechen und war schon etwas traurig darüber.

Eines Abends auf einem Jugendgottesdienst passierte dann Folgendes: so ein Typ, der für mich, mal wieder erfolglos, gebetet hatte, sagte zu mir, ich sollte nicht nur auf Jugendgottesdiensten und ähnlichen Veranstaltungen für mich beten lassen, sondern auch selbst zu Hause dafür beten, dass Gott mir diese Gabe zu teil werden ließ.

Ich hielt das zunächst für seltsam, was sollte mein Gebet denn ausrichten, wo doch die Gebete all der Menschen bei den verschiedenen Gottesdiensten erfolglos gewesen waren? Ich hatte hohe Erwartungen in diese Jugendgottesdienste gesteckt. Meine Einstellung war: Jugendgottesdienste sind viel heiligere Events und das Gebet anderer ist ohnehin viel wirkungsvoller als mein eigenes...

Naja, jetzt wurde mir eine neue Perspektive aufgezeigt und ich dachte, dass es mir ja auch nicht schaden würde, wenn ich selbst betete. Ich beschloss also es zu tun und von diesem Zeitpunkt an selbst zu beten, wenn auch ohne große Erwartungen oder Erfolgsaussichten.

Ich versuchte es also und eines Abends, als ich betete, bääääm, da passierte es! Da war sie, die Zungensprache. Ich betete und meine Zunge bewegte sich wie von alleine. Zwar nur einzelne Laute, aber immerhin. Ich war überglücklich und freute mich einfach nur. Ich wollte meine Freude gerne teilen, aber mit wem? Meine Familie war wohl kaum der richtige Ort dafür. Also musste ich diesen wundervollen Moment – mal wieder – alleine erleben. An diesem Tag geschah aber noch mehr, denn ich erhielt nicht nur das Zungengebet, sondern darüber hinaus noch eine Erkenntnis, die meine bisherige Sicht der Dinge komplett verändern sollte. Denn in mir bahnte sich ein neuer Blickwinkel seinen Weg! Ich begann zu begreifen, dass meine eigenen Gebete wertvoll und wirkungsvoll waren. Es war nicht so, dass nur die Gebete anderer Christen etwas verändern konnten, sondern viel mehr meine Gebete die gleichen Möglichkeiten eröffneten. Mein Gebet konnte tatsächlich Veränderung hervorrufen. Beten lohnte sich also nicht nur, wenn andere dies taten, sondern Gebet lohnt sich. Punkt...

Die Freude über meine neue Gabe und über meinen nächtlichen Durchbruch sollte allerdings nicht lange anhalten, denn schon am nächsten Tag kamen erneute Zweifel in mir auf. Ich fragte mich, ob wirklich alles so abgelaufen war, oder ob ich mir in meinen Wünschen vielleicht nur eingeredet hatte, die Zungensprache bekommen zu haben, denn schließlich waren es ja nur einzelne Brocken und in mir waren nach wie vor große Zweifel, was meinen eigenen Wert anbelangte. Ich war hin-

und hergerissen und wusste nicht so ganz, wo ich nun stand. Am Ende konnte ich mich auf eine 50:50-Situation einigen. So ein bisschen hatte ich diese Zungensprache, aber noch nicht so ganz. In mir wuchsen in diesen Momenten allerdings weitere Zweifel: Was ist los mit mir? Warum habe ich die Zungensprache nicht ganz bekommen, sondern nur teilweise? Bin ich es Gott nicht wert? Bin ich es allgemein nicht wert, etwas ganz zu bekommen?

Mich drückten diese Zweifel und Gedanken immer wieder runter, bis zu dem Tag, an dem Pfingsten gefeiert wurde. In der Gemeinde war es Tradition speziell an Pfingsten für die Menschen zu beten, die das Zungengebet noch nicht hatten. Das lief folgendermaßen ab: Es kamen immer ein paar Christen zusammen, die die Zungensprache schon hatten und legten einem die Hände auf, der sie noch nicht hatte. Dann beteten sie für diese eine Person. Immer, wenn einer in der Gemeinde dann die Zungensprache erhielt, ging er zu einer anderen Person, die sie noch nicht hatte und betete mit dieser Person weiter. Ich war sehr müde, während fast alle anderen schon eine ganze Weile jubelten, weil einer nach dem anderen die Zungensprache erhalten hatte. Meine Beter erzählten mir, ich müsse meine Zunge einfach nur bewegen, dann würde es irgendwann schon klappen. Das tat ich dann auch, aber nichts passierte. Ein Leiter kam auf mich zu und fragte, ob ich müde sei. Als ich dies bejahte, sagte mir dieser Leiter, dass ich die Zungensprache schon hätte und nahm mich in den Arm. Wie er darauf kam wusste ich nicht, aber in diesem

Moment wurde mir klar, dass es tatsächlich so war und ich die Zungensprache doch schon damals zu Hause bei meinem Gebet erhalten hatte. Ich hatte keine Ahnung wie er darauf kam, doch als er es aussprach, war es mir plötzlich auch klar. Ich hatte schon vor einiger Zeit bekommen, was ich mir so sehr wünschte. Und das, obwohl ich es selbst nicht wirklich gemerkt hatte...

Der Umzug nach Böckingen

Nach dem Auszug meines Stiefvaters aus dem Haus in Leingarten wohnten nur noch wir darin. Doch auch wir sollten umziehen. Während wir noch in dem Haus lebten gab es bereits Nachmieter, die auch schon begonnen hatten, sich häuslich einzurichten. Und das obwohl wir noch da wohnten...

Es musste also schnell gehen und der neue Freund meiner Mutter half uns beim Umzug. Wir zogen also nach Böckingen. Der Freund meiner Mutter sammelte nicht nur durch den Umzug von Beginn an Punkte bei mir, sondern vielmehr auch durch Geschenke. So bekam ich von ihm zum Beispiel ein neues Handy, was mich in große Freude versetzte.

Zu unserer neuen Wohnung: es war eine 3-Zimmer-Wohnung, in der meine Schwester und ich uns ein Zimmer teilen mussten, während mein kleiner Bruder und meine Mutter im anderen wohnten. Das dritte Zimmer war als Wohnzimmer gedacht. Die Freundinnen meiner Mutter halfen beim Streichen und Einrichten der neuen Wohnung. Sie waren zu Beginn also sehr häufig da und machten sich regelmäßig über meinen Glauben lustig. So sagten sie Dinge wie: „Du wirst einmal Pfarrer und nie eine Frau haben...!“ Ich lebte meinen Glauben schon zu dieser Zeit offen aus, was mich für solche Spöttereien anfällig machte. Was mir sehr weh getan hat, ist die Tatsache, dass sogar meine Mutter über die blöden Sprüche ihrer Freundinnen nur lachte, statt mich zu verteidigen.

All dies hat mich sehr verletzt und runtergezogen. Doch der neue Freund meiner Mutter tröstete mich immer wieder in diesen Situationen, indem er zum Beispiel sagte: „Die verstehen das nicht, lass deinen Kopf nicht hängen...“ Diese Form der Ermutigung tat mir immer wieder gut und das obwohl er selbst nicht gläubig war.

In dieser Wohnung lebten wir eng auf eng miteinander, was automatisch zu gewissen Berührungs- und Reibungspunkten führte...

Mutterlos

Wie gesagt, für vier Personen war die Wohnung ziemlich klein und beengend. So wollte ich zum Beispiel abends immer in der Bibel lesen, während meine Schwester lieber schlafen wollte. Es entbrannte also ein abendlicher Kampf, ob das Licht an- oder ausgeschaltet sein sollte. Wir begannen uns immer häufiger zu streiten und aus diesen Streitigkeiten heraus entstand eine allgemeine Unzufriedenheit. Es war eine für alle Beteiligten unbefriedigende Situation und wir konnten ihr nicht entfliehen...

Eines Tages kam ich von der Schule heim und es war seltsam ruhig in der Wohnung. Meine Mutter war plötzlich weg, von jetzt auf gleich hatte sie ihre Sachen gepackt und war zusammen mit meinem kleinen Bruder ausgezogen. Sie war einfach gegangen, ohne etwas zu sagen und ließ meine Schwester und mich alleine zurück. Von nun an hatten wir also unfreiwillig mehr Platz in der Wohnung, denn ich lebte dort mit meiner Schwester alleine. Zumindest hatte jetzt jeder sein eigenes Zimmer. In der Anfangszeit kam meine Mutter noch morgens, als ich in der Schule war vorbei, um zu putzen und uns Essen zu kochen, verschwand aber immer wieder, bevor ich aus der Schule nach Hause kam. Nach einer kurzen Zeit kam sie nur noch zum Putzen und nach ein paar Monaten gar nicht mehr. Ich war also quasi wieder alleine. Das schien mein Schicksal zu sein...

Zunächst fand ich es ja noch toll, eine eigene Wohnung zu haben und sogar zwei Betten zu besitzen. So konnte ich regelmäßig Freunde aus der Gemeinde einladen, die bei mir übernachten konnten. Ich konnte heim kommen, wann immer ich wollte und hatte auch sonst so ziemlich alle Freiheiten auf meiner Seite. Allerdings war schon das Thema Freunde ein problematisches, denn ich hatte keine Freunde in Böckingen, sondern nur in der Gemeinde und diese einzuladen war mir peinlich, da ich ja nichts hatte und sie, wenn sie kamen, meistens Geld von ihren Eltern mitbrachten, damit wir Essen einkaufen konnten. Dadurch war es oft trotzdem sehr einsam und ich bin damit nicht so recht klar gekommen. Es brach eine unheimlich schwere Zeit an, denn meine Mutter kam gar nicht mehr und meine Schwester hatte eine Ausbildung. Sie verdiente Geld und konnte so ihr Essen finanzieren, während ich auf Almosen ihrerseits angewiesen war. Ich erinnere mich mit knurrendem Magen an diese Zeit zurück, denn meine Schwester hatte zwar Essen im Kühlschrank, wollte es aber nicht mit mir teilen und begann es sogar zu beschriften, um mir klar zu machen, dass es ihres war und ich meine Finger davon lassen sollte.

In meiner Not und getrieben von Hunger beschloss ich meine Mutter und ihren Freund aufzusuchen und bei ihnen um Essen zu betteln. Doch wenn ich dort auftauchte, dann schickte mich meine Mutter wieder weg und versicherte mir, ich müsste mir keine Sorgen machen, sie würde sich darum kümmern. Doch es geschah einfach nie etwas. Sie kümmerte sich nicht darum und mein Hunger

wurde immer unerträglicher. Nicht einmal meine Mutter oder meine Schwester halfen mir meinen Magen zu füllen! Es war eine extrem schlimme Zeit und zu allem Überfluss wurde mir durch die abwehrende Haltung meiner Mutter auch noch etwas anderes bewusst. Nach all den Kämpfen um meinen Wert, die ich führen musste, kam durch ihr Verhalten mir gegenüber nun wieder der Gedanke in mir auf, dass ich absolut wertlos sein musste. Ich war meiner Mutter sichtlich unangenehm, ja, sie schämte sich sogar dafür, dass ihr eigener Sohn zu ihr kam und um Essen bettelte. Aber was sollte ich tun, ich hatte doch keine andere Wahl. Oder doch? Wenn ich meiner Mutter so unangenehm war, dann musste es mich auch nicht mehr interessieren. Innerlich war ich wieder zerrissen und eine Gleichgültigkeit überkam mich im regelmäßigen Wechsel mit tiefer Trauer. Da stand ich nun: von allen verlassen und hungernd. Ich war noch ein halbes Kind und hatte niemanden mehr. Erinnerungen an die Vergangenheit wurden wach und in mir wuchsen wieder die Zweifel an meiner eigenen Person. Den Gang zu meiner Mutter, um nach Essen zu fragen, ersparte ich mir fortan, denn in mir wuchs der Gedanke, dass ich mir das nicht mehr geben musste. Wenn sie mich nicht mehr wollte und mir noch nicht einmal helfen wollte, dann konnte ich auch getrost darauf verzichten. Ich war alleine und viel schlimmer war die Tatsache, dass ich mich fühlte, als musste ich in einem der reichsten Länder dieser Welt verhungern. Manchmal gab mir meine Schwester ein paar kleine Almosen, aber das war eher die Ausnahme. Mein Hungergefühl wurde immer stärker und mein Magen hörte fast nicht mehr auf lautstark

nach Essen zu schreien. Ich sah keinen Ausweg mehr, als mir mein Essen selbst zu beschaffen. Und so begann ich immer wieder Essen vom Tischrand meiner Schwester zu klauen, damit das Hungergefühl wenigstens ein klein wenig geringer wurde. Natürlich hatte mein Verhalten Konsequenzen und ich bekam regelmäßig richtig Ärger mit meiner Schwester, da diese selbst nicht so viel hatte und es eigentlich nicht mit ihrem kleinen Bruder teilen wollte. Immer häufiger griff ich zu den seltsamsten Methoden um wenigstens irgendetwas zum Essen zu haben, so habe ich gelegentlich sogar verschimmelttes Brot gegessen, nur um diesem unerträglichen Hungergefühl eine kleine Auszeit zu geben. Es war damals sogar oft so, dass ich zwei bis drei Tage lang gar nichts gegessen habe.

Und genauso leer, wie mein Magen damals war, genauso leer fühlte ich mich zeitweise. Da war kein Vater, keine Mutter, keine Schwester, niemand, der mich gelegentlich mal streichelte, mir die Zuneigung gab, die ich brauchte, um innerlich nicht zu zerbrechen. Und es kam die Zeit, da mir bewusst wurde, dass es so nicht weitergehen konnte. Innerlich fühlte ich mich tot und von außen gab es nichts, was dieses Gefühl wiederlegte...

Ich springe - ich falle

Ich war also einsam und leer. Was anfangs so viel Spaß machte, brachte mich nun immer mehr zum Nachdenken. Ich lebte quasi alleine und dadurch übermannte mich immer mehr das Gefühl der Einsamkeit und mit ihr kam natürlich auch die Zeit. Zeit, die man hat, wenn man immer alleine ist. Zeit, die einen antreibt, nachzudenken. Ich wusste nicht, wie es weiter gehen sollte und durch diese viele Zeit verstrickte ich mich mehr und mehr in Gedanken. Gedanken, die mich dem Abgrund immer näher brachten. Ich war ein junger Mensch, von allen verlassen und hatte überhaupt keinen Selbstwert mehr. War ich wirklich dieser Nichtsnutz, als den mich die „Vaterfiguren“ in meinem Leben immer hingestellt hatten? War ich auf irgendeine Weise überhaupt liebenswert?

Mir wurde immer mehr klar, dass Freiheit alleine nicht glücklich macht. Klar konnte ich tun, was immer ich wollte, aber irgendetwas fehlte da doch. Und mit der Zeit merkte ich immer mehr, dass es Zuneigung war, die mir fehlte, einfach angenommen zu sein. Niemand schien sich wirklich für mich zu interessieren und niemand liebte mich. Unter diesen Umständen wollte ich nicht mehr weiterleben. Ich hatte die Schnauze voll. Immer tiefer in mein Herz grub sich der Gedanke, dem Elend ein Ende zu setzen...

Diese Einsamkeit drückte meine Stimmungslage immer weiter und in mir keimten immer mehr auch die Zweifel nicht nur an mir, sondern auch an Gott, diesem angeblich

so liebevollen Vater. Ich dachte mir, dass ich zwar Christ sei, aber eine wirkliche Beziehung, ein persönliches Erlebnis mit diesem Gott, das blieb irgendwie aus. Es fehlte in meinem Leben einfach, aber warum sollte mich denn Gott lieben, wenn es nicht einmal meiner Mutter möglich war? Warum sollte ich eigentlich Christ bleiben, wo doch alle immer gesagt haben, es würde alles gut werden und sich doch nichts zum Besseren gewendet hat? Wo ist dieser Gott, dieser ach so liebende Vater? Ich war alleine, jetzt, wo ich ihn dringend brauchte, da war er genauso weit weg, wie all die anderen, die sich um mich kümmern sollten...

Aus all diesen Fragen wuchsen und gediehen immer mehr die Zweifel, die mich bis dahin mein ganzes Leben lang begleitet hatten. Es kamen mehr und mehr die Erinnerungen an meine Kindheit hoch, an all die negativen Erfahrungen, die mein bisheriges Leben durchzogen. Ich erinnerte mich an meinen Vater und wie er mich immer enttäuschte und in mir nicht vielmehr als einen Nichtsnutz sah. Ich musste an meinen Stiefvater denken, der mir immer wieder deutlich sagte, dass ich zu nichts zu gebrauchen war. Seine Worte brannten sich in meine Gedanken: „Du bist an allem schuld!“ War es nicht so? Alles, was ich anfasste, zerbrach. Ich war wirklich an allem schuld. Immer tiefer drangen diese Gedanken in meinen Verstand und in mein Herz. Ich stellte mir Fragen wie: „Wer bin ich? Hat mein Leben einen Sinn?“ Und schließlich spielte sich der weitere Verlauf meines vergangenen Lebens vor meinem inneren Auge ab. Sogar meine Mutter hatte mich verlassen, dabei ist doch

eigentlich die Bindung zwischen Mutter und Kind die innigste Verbindung, die es zwischen Menschen gibt. Ich war alleine und gefangen in meinem eigenen Gedankenkonstrukt. Wie konnte ich nur wieder herauskommen? Was für eine Möglichkeit hatte ich noch?

Da wurde mir klar, ich hatte immer noch die Möglichkeit zu fliehen. Weg hier, ich konnte all das Leid, das gesamte Trauerspiel schlagartig beenden. Ich musste mir das Leben nehmen. Oder doch nicht? Ich begann abzuwägen, ob es sich lohnte diese Qualen ohne Nahrung, ohne viele Freunde und ohne Liebe weiter auf mich zu nehmen oder nicht. In meiner Verzweiflung begann ich also eine Pro und Kontra Abwägung zu starten. Das Ergebnis war niederschmetternd: eigentlich fand ich keinen einzigen Grund weiter zu leben. Die Würfel waren gefallen. Von nun an ging es in meinen Gedanken nicht mehr darum, ob, sondern nur noch darum, wie ich mir das Leben nehmen sollte. Für mich gab es genau zwei Optionen: entweder ich sprang vor einen Zug oder ich sprang aus dem Fenster auf die Hauptstraße um meinem unnützen Dasein ein Ende zu setzen. Ich entschied mich für Option Nummer zwei, das Fenster. Da saß ich nun in meinem Zimmer und schaute durch das Fenster hinunter auf die Hauptstraße. Wieder kamen verschiedenste Erinnerungen in mir auf. Ich fragte mich, ob es denn das schon gewesen sei. Ob mein Leben wirklich schon ein Ende nehmen sollte. „War das mein Leben? War das schon alles, ist es vorbei?“

Ich begann, während ich noch in Gedanken versunken war, zu weinen. Bitterlichst zu weinen. Ja, das war es. Fest

entschlossen, meinem Leben ein Ende zu setzen schaute ich auf die Straße hinunter. Ich machte mich fertig, bereitete meinen letzten Sprung vor und wollte gerade springen, doch dann passierte etwas seltsames, etwas, mit dem ich nicht mehr gerechnet hatte.

Ich hörte plötzlich, im letzten Moment, eine Stimme, die mir sagte: „Nein, spring nicht, ich brauche dich noch!“ In diesem Moment kam eine neue Unsicherheit in mir auf. Eine andere Unsicherheit als zuvor. Plötzlich wusste ich nicht mehr, ob ich es wirklich tun sollte. In mir regte sich Hoffnung: „Soll ich wirklich? Vielleicht gibt es doch jemanden, der mich liebt, der mich braucht, der mich annimmt wie ich bin...“

Nach langem Überlegen kam ich zu dem Schluss nicht zu springen. In diesem Moment war plötzlich wieder Hoffnung in mir. Längst verlorene Hoffnung. War mein Leben doch nicht sinnlos? Ich entschied mich gegen den Sprung und bin in diesem Moment doch gefallen...

Aus heutiger Sicht habe ich zu diesem Moment ein Bild vor meinem geistigen Auge. Obwohl ich alleine war, glaube ich heute, dass Jesus selbst in diesem Moment hinter mir stand und diesen Satz ausgesprochen hatte, der mich neu mit Hoffnung füllte. Zusätzlich legte er seine Hand auf meine Schulter und sagte mir: „Du bist mein Sohn, ich werde dich nie verlassen...!“

Mein vorzeitiges Ende war also fürs Erste abgewendet,
nur wegen dieser Stimme, die mir das Gefühl vermittelt
hatte, vielleicht doch wertvoll und gebraucht zu sein...

Man muss sich halt zu helfen wissen...

Ich verbrachte damals sehr viel Zeit mit meinem ehemaligen Nachbarn aus Leingarten. Er war nach wie vor, obwohl wir umgezogen waren, mein bester Freund. Und Freunde lassen sich nicht so leicht auseinander bringen. Wir waren ja nicht nur am gleichen Tag geboren, sondern hatten noch etwas anderes, prägendes, gemeinsam. Wie ich lebte auch er vaterlos und diese Tatsache machte unsere Bindung noch enger und intensiver. Außerdem war auch er nicht gerade wohlhabend, sondern versuchte sich vielmehr einfach durchs Leben zu boxen.

Neben mir hatte er noch einen anderen Freundeskreis und ich vermute, dass diese Freunde nicht unbedingt einen guten Einfluss auf ihn ausübten. Er begann irgendwann klauen zu gehen. Zunächst wusste ich nichts davon, obwohl ich mich doch wunderte, woher er immer die ganzen Sachen hatte. Wir hingen viel zusammen ab und an einem Tag brauchte ich Batterien. Ich wusste, dass er immer welche hatte und fragte ihn danach. Ich wusste nicht, woher er sie hatte, aber das sollte sich an diesem Tag ändern, denn mein Kumpel erzählte mir davon, wie er sich die Sachen beschaffte. Er klaute regelmäßig. Nachdem er mir das erklärt hatte, wollte ich es unbedingt auch einmal machen. Ich wollte auch dazu gehören und teilte ihm mit, dass wir doch zusammen klauen gehen könnten.

Gesagt, getan. Wir gingen in den Laden und wollten unbedingt etwas Süßes, hatten aber wie so oft nicht wirklich viel Geld. Also gingen wir zu den Süßigkeiten und

ich steckte eine Tüte Bonbons ein. Ich hatte riesigen Schiss, erwischt zu werden. Es war ein gigantischer Nervenkitzel und in mir war nur ein Gedanke: „Hoffentlich komme ich hier heil wieder raus...“

Wir gingen durch die Kasse und bewegten uns zum Ausgang. Puh, geschafft, wir waren draußen angekommen und in mir machte sich eine Welle der Erleichterung breit. Mit ihr kam eine Art Glücksgefühl auf, was mich innerlich irgendwie tief befriedigte. Ich hatte etwas geschafft. Von diesem Tag an gingen wir regelmäßig zusammen klauen. Wir hatten eine neue gemeinsame Aktivität. Zunächst waren es nur Süßigkeiten, dann Batterien und schließlich steigerten wir uns bis hin zu PC-Zubehör und sogar einem Funkwecker. Wir klauten alle möglichen technischen Artikel. Wir hatten auch eine Masche entwickelt, um nicht aufzufallen. So kauften wir jedes Mal eine Kleinigkeit wie eine Trinkflasche oder ähnliches, während wir unser Diebesgut versteckten. In den meisten Fällen war ich derjenige, der Schmiere stand, während mein Kumpel die Sachen einsteckte. Ich war eher ängstlich, weshalb ich nur selten der Haupttäter war. Wir bauten uns so ein kleines Geschäft auf, indem wir die geklauten Artikel, so sie nicht dem Eigenbedarf dienten an andere Leute weiterverkauften. Auf diese Weise waren wir zumindest etwas flüssiger. Dieses Geschäft zog sich über ein paar Monate hinweg und war der Ausgleich dafür, dass wir uns ja eigentlich sonst nie selbst etwas leisten konnten. Plötzlich konnten wir uns leisten, was immer wir wollten, oder meinten zu brauchen.

Außer dem Klauen habe ich den ganzen Tag eigentlich nur PC gezockt. Und da war eines der Probleme. Das Zubehör für den Computer war relativ teuer, so dass ich keine andere Möglichkeit hatte, daran zu kommen. Durch das Zocken konnte ich meine Einsamkeit verstecken und mich in eine eigene Welt flüchten, die mir einen gewissen Halt gab. Und durch das Klauen wurde unsere Freundschaft noch inniger. Es schweißte uns immer weiter zusammen. Und wir wurden im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen nie dabei erwischt, was uns doch recht stolz machte.

Und dennoch wusste ich innerlich, dass es falsch war und ich es nicht lange tun sollte. Da war so eine innere Stimme, die mir sagte, ich sollte damit aufhören. Und genau das tat ich dann auch, nachdem ich sie einige Zeit ignoriert hatte...

Das Ende einer Freundschaft

Eigentlich waren wir unzertrennlich und alle in der Gemeinde wussten über unsere Freundschaft und den Fakt, dass wir nicht immer ganz legal unterwegs waren, bescheid. Es war ein offenes Geheimnis, dass wir in aller Regelmäßigkeit irgendwelchen Mist bauten. Voller Beschämung erinnere ich mich an das folgende Ereignis zurück.

Eines Tages hatten wir die glorreiche Idee das Videohandy meines Kumpels in der Mädchentoilette zu verstecken. Wir positionierten es auf einem Regal gegenüber der Toilette zwischen etwas Klopapier und Shampoo. Und von dort aus sollte es uns Filmmaterial liefern. Und genau das tat es auch. Zu unserer Ehrenrettung muss ich allerdings sagen, dass wir uns das Filmmaterial nicht angeschaut haben. Und zur Rettung unserer Ärsche muss ich sagen, dass wir dabei auch nicht erwischt worden sind. Im Gefühl des sicheren Sieges starteten wir wenig später einen zweiten Anlauf. Und dieses Mal war unser Vorgehen noch viel ausgeklügelter als zuvor. So hatte mein Kumpel die glorreiche Idee, das Handy in einer Rasierklingenverpackung unterzubringen. Und genau dies taten wir dann auch. Er machte ein Loch in die Verpackung, so dass das Handy durch dieses ein Video aufnehmen konnte. Wir platzierten das Handy in der Toilette und freuten uns auf das Ergebnis unseres Werkes. Blöderweise verwendeten wir eine Packung von Herrenrasierklingen, was doch recht auffällig war. Und

genau das sollte uns dann auch zum Verhängnis werden, denn ein Mädchen hat diese Verpackung bemerkt und wurde skeptisch. Aus Neugier schaute sie sich genauer an und entdeckte unser Handy. Sie war geschockt und reagierte prompt, indem sie das Handy zur Teenieleiterin brachte. Diese wusste zunächst nicht allzu viel damit anzufangen, fand aber heraus, zu wem es gehörte, indem sie die Kontakte und andere Inhalte des Handys durchgesehen hat. Es war ohne Zweifel das Handy meines Kumpels.

Die Teenieleiterin sprach meinen Kumpel darauf an, dieser hielt zwar dicht und bestritt die Vorwürfe, musste aber zugeben, dass es sein Handy war. Er versuchte sich rauszureden, indem er Dinge sagte, wie, er habe es verloren oder es war nicht auf Aufnahme gestellt, aber es nützte nichts mehr. Die Sache war klar und wir waren geliefert...

Mein Kumpel musste daraufhin zu einem Gespräch zur gesamten Leiterschaft und bekam dort ziemlich Ärger. Und in diesem Gespräch hat er mich dann auch verpiffen. Ich heulte vor Angst, mir wurde bewusst, was für einen Bock wir da geschossen hatten. Ich hatte Angst, dass ich nun aus der Gemeinde ausgeschlossen werden könnte. In der Folge musste natürlich auch ich zu einem Gespräch antanzen, in dem ich meine Beteiligung an der ganzen Sache dann auch zugab. Auf die Frage, wessen Idee es gewesen sei, antworteten wir nur, dass es eine gemeinsame Schöpfung von uns war. Wir teilten die Schuld. Der Mann der Teenieleiterin, welche ja meine geistige Mutter war, war gleichzeitig Diakon in der Gemeinde und deshalb auch an

dem Gespräch beteiligt. Er sagte zu mir: „Von ihm habe ich so ein Verhalten ja erwartet, aber von dir bin ich richtig enttäuscht!“ Dieser Satz fiel mir tief ins Herz. Er hat mich getroffen und ich fühlte mich mit einem Moment wieder in meine Vergangenheit zurückversetzt, als mein Vater und mein Stiefvater mir zu verstehen gaben, dass ich wertlos und unnützlich war. In mir kamen erneut Kämpfe auf und ich wusste nicht mehr, was ich denken sollte. Ein tiefes Schuldbewusstsein machte sich in mir breit. Das Ende vom Lied war, dass wir zwar in der Gemeinde bleiben durften, aber wir zur Strafe sonntags beim Gottesdienst vor allen auf die Bühne gehen sollten, um uns zu entschuldigen.

Und genau das tat ich dann am kommenden Sonntag auch. Heulend ging ich auf die Bühne und bat vor allen um Entschuldigung, doch damit nicht genug, irgendwie empfand ich es als richtig, mich noch bei jedem einzelnen Mädchen persönlich zu entschuldigen. Und so ging ich zu jeder Einzelnen und bat sie um Vergebung. Mein Kumpel hingegen tauchte nicht auf, was dazu führte, dass er von den anderen als Feigling dargestellt wurde.

Nach ein paar Wochen kam dann auch er wieder in die Gemeinde, um sich dann auch zu entschuldigen, allerdings nicht sonntags, sondern freitags in kleinerer Runde beim Gebetsabend. Das Bild, dass er ein Feigling sei, wurde hierdurch nicht wirklich umgeworfen.

Diese Aktion war eine derer, für die ich mich noch heute besonders schäme und die neben diesem Schamgefühl vor allem noch eine große Veränderung in meinem Leben mit

sich brachte, denn nach dem Gespräch mit der Leiterschaft fand noch ein anderes Gespräch statt. Ein Gespräch unter Freunden.

Ich erklärte meinem Kumpel, dass ich es nicht gut fand, dass wir zusammen immer nur Müll bauen würden und er bestätigte mir diese Ansicht. Es musste sich etwas ändern. Ich sagte ihm, dass ich dies nicht mehr wollte und es deshalb vermutlich das Beste sei, wenn wir unsere Freundschaft beenden würden. Und er akzeptierte das auch. Ganz würden wir den Kontakt nicht beenden können, aber zumindest außerhalb der Gemeinde herrschte von da an absolute Funkstille zwischen uns. Es war nicht leicht, denn immerhin war er mein bester Freund gewesen, aber der Weg, den wir eingeschlagen hatten, ließ mir keine andere Wahl, als mich von ihm abzuwenden. Bis heute haben wir keinen Kontakt mehr, denn er verabschiedete sich irgendwann aus der Gemeinde. Ich hoffe, dass er die Kurve gekriegt hat und es ihm gut geht, weiß aber gar nichts mehr über ihn...

Das war also das Ende unserer innigen Freundschaft...

Zum ersten Mal hatte ich etwas beendet, was mir so etwas wie Annahme vermittelt hatte. Es sollte ein Wendepunkt in meinem Leben sein...

Lichtblicke

Bei all den Nackenschlägen und unglücklichen Ereignissen in meinem Leben, möchte ich aber nicht verleugnen, dass es durchaus auch positive Erlebnisse gab. So hat meine Gemeinde von meiner Hungersnot erfahren und sich immer wieder um meine Versorgung gekümmert. Immer wieder kam es vor, dass verschiedene Familien sonntags nach dem Gottesdienst auf mich zukamen und mir Lebensmittel gaben. Sie hatten Zuhause verschiedene Dinge zusammengepackt und mir dieses Essenspaket dann mitgegeben. An eine Sache erinnere ich mich noch sehr gut. An diesem Tag hatte ein Mädchen aus meiner Jugend einen Großeinkauf getätigt und die erworbenen Lebensmittel an mich weitergegeben. Ich konnte es gar nicht fassen. In dem Paket waren alle möglichen Dinge: Schoko-Cornflakes, Brot, Süßigkeiten, Joghurt und vieles mehr. Sie war mit ihrem Auto einfach zu mir gefahren und hatte geklingelt. Ich konnte es nicht fassen. Da waren so viele Dinge und füllten meinen sonst so leeren Kühlschrank. Ich war überglücklich. Für euch mag sich das ja völlig normal anhören, aber für einen Jungen, der oft zwei oder drei Tage nicht wirklich etwas zum Essen hatte, war das ein Erlebnis, für das er sehr dankbar war. Ich war außer mir vor Freude und hatte zum ersten Mal das Gefühl, ein Königskind zu sein. Zumindest stellte ich es mir so vor, wenn man das Kind des Königs ist...

In der weiteren Zeit durfte ich auch oft von Freitag abends nach dem Gebetsabend bis zum

Sonntagsgottesdienst mit nach Hause zur Teenieleiterin. Das Tollste daran war, dass mein männliches Vorbild vom Teeniewochenende damals ja ihr Sohn war. Und so konnte ich jede Menge Zeit mit ihm verbringen. Er hat sich um mich gekümmert, wie um einen kleinen Bruder. Überhaupt durfte ich dort zum ersten Mal so richtig familiäre Gefühle erleben. Ich fühlte mich richtig auf- und angenommen. Fast so, als wäre ich ein Teil dieser Familie gewesen. Der Vater der Familie war Diakon in der Gemeinde und hatte ein kleines Mofa. Sie lebten in einer ländlichen Gegend und mir gefiel dieses Mofa sehr, also fragte ich den Vater immer wieder, ob ich mal damit fahren durfte. Seine Antwort war aber immer eine Gegenfrage, nämlich die, ob ich einen Führerschein hätte. Den hatte ich natürlich nicht, aber ich wollte dieses Mofa unbedingt fahren, also bot ich ihm ein Abkommen an. Ich schlug vor, dass ich das Essen für ihre Hasen vom Feld holen würde, wenn ich dorthin mit dem Mofa fahren durfte. Und tatsächlich ließ er sich auf dieses Abkommen ein. In der Folgezeit erklärte er mir dann, wie das Mofa funktionierte, wie ich damit umgehen musste, um es zu fahren. Meine Ausflüge zum Essen holen dauerten meistens etwas länger, da ich das Fahren auf dem Mofa so sehr genoss.

Wenn ich an diese Zeit zurück denke, dann denke ich auch an das Bild eines Vaters, der seinem Sohn das Fahrradfahren beibringt. Und für mich war es eine Zeit, in der ich selbst mein Leben ohne richtigen Vater besser verdauen konnte...

Immer öfter durfte ich über das Wochenende zu der Familie und ich genoss es, endlich so etwas wie ein richtiges Familienleben zu haben, wenn es auch nicht meine eigene Familie war. Mit der Zeit ergab es sich auch immer wieder, dass ich über meine Wochenenden auch zu anderen Familien aus der Gemeinde durfte. Immer wieder zu einer anderen und ich glaube, es gibt kaum eine Familie in der Gemeinde, bei der ich noch nicht zu Hause war. Es war eine schöne und willkommene Abwechslung zu meinem Alltagsleben, wenn ich die Zeit und die Liebe in der Gemeinde erleben durfte. Es gab so viele Menschen, die sich immer wieder rührend um mein Wohlergehen gekümmert haben und dafür bin ich noch heute sehr dankbar.

Es gab aber auch noch einen Menschen aus meiner Familie, den ich als Lichtblick und etwas ganz Besonderes erleben durfte. Mit ihm verbrachte ich gerne, nur leider rückblickend viel zu selten, meine Zeit. Ich spreche von meinem...

...Opa!

Hierzu muss ich zunächst einen kleinen Zeitsprung machen. Als ich noch jedes zweite Wochenende zu meinem Vater ging, sagte mir mein Opa immer wieder, dass ich die wichtigste Person in seinem Leben war. Er sagte, dass er mit seinem eigenen Sohn nicht viel anfangen konnte, da er ja ohnehin immer nur am Trinken war und deshalb wurde ich, als sein einziger Enkelsohn für ihn so wertvoll. Er ließ mich immer wieder wissen, dass ich sein einziger Halt war und er kümmerte sich gut um mich, wenn wir uns sahen. Er machte mir zwar immer wieder Versprechungen, wie die, mit mir Süßigkeiten kaufen zu gehen oder an meinem Geburtstag in einen Spielwarenladen zu gehen, wo ich mir dann aussuchen könnte, was ich wollte, aber er konnte sie eigentlich nie einhalten. Ich glaube er wollte sie einhalten, aber mein Opa war ein Mann, der selbst nicht viel hatte, der sich aber wünschte, seinem Enkel eine Freude zu machen. Einzig die Mittel fehlten ihm und so konnte ich ihm deshalb auch nicht böse sein. Für mich war das auch nicht so wichtig, denn er war mir gegenüber immer liebevoll gewesen. Er hat auch immer versucht, alles für mich zu geben. So hat er mir in den Momenten, in denen ich es am wenigsten erwartet hatte, immer wieder fünf Euro oder ähnliches gegeben. Er schien ein Gefühl dafür zu haben, wann ich es nötig hatte, denn seine Gaben kamen immer dann, wenn ich sie dringend nötig hatte...

Ich erinnere mich an eine einzige Situation, in der mein Opa ausgerastet ist. Damals warf er Bierflaschen und andere Gegenstände durch sein Wohnzimmer. Vermutlich war er betrunken, denn er hatte früher selbst oft zu viel getrunken. In dieser Situation hat mein Vater sich zum ersten Mal schützend vor mich gestellt. Er hat mich sogar in den Arm genommen. Wir haben den Raum zusammen verlassen und als mein Vater die Türe schloss, sagte er zu meinem Opa, er sei ein arschloch! Hierzu muss ich vielleicht anmerken, dass meine ganze Familie von dieser Vaterlosigkeit geprägt war. Mein Opa hatte keinen Vater und er selbst hat sich auch nie so richtig um seinen Sohn gekümmert. Und dann war da ich und naja, einen Vater hatte ich zwar, durfte aber leider nie erfahren, wie so ein Vater Sohn Verhältnis eigentlich aussehen sollte...

Mein Opa war immer für mich da, er war ein sehr liebenswerter Mensch, würde ich sagen und er hat mir nie etwas Böses angetan. Überhaupt fühlte ich mich bei ihm immer wohl. Durch sein Lachen hat er mir ein Gefühl der Wärme vermittelt, welches in mir wiederum eine große Freude auslöste. Ja, mein Opa war ein ganz besonderer Mensch für mich. Er war nicht nur liebevoll, er hatte auch einen starken Charakter. Bei ihm fühlte ich mich so angenommen, wie ich bin. Er konnte scheinbar als einziger mit all meinen Fehlern leben, ohne in mir Schuldgefühle auszulösen. Zwischen uns entwickelte sich ein sehr inniges Verhältnis, da wir innerhalb der Familie für uns gegenseitig den einzigen Halt verkörperten. Doch trotz diesem guten Verhältnis und trotz unserer Liebe füreinander sahen wir

uns nicht allzu oft, was unter anderem auch daran lag, dass er sehr nahe bei meinem Vater wohnte und ich mich dort nicht zu oft blicken lassen wollte. Heute bereue ich es, wenn ich zurückblicke, nicht öfter bei ihm gewesen zu sein, da ich meinen Großvater nicht nur geliebt habe, sondern ihn sogar bewundert habe, für das, was er war. Ich habe zu ihm aufgeschaut, weil er der einzige Mann in meiner Familie war, den ich irgendwie als Vorbild sehen konnte. Auch wenn wir uns nicht so oft sahen, war für mich persönlich jedes einzelne Treffen unglaublich schön. Ich würde fast sagen, wenn ich auf meine Familiengeschichte zurückschaue, waren sie wie Balsam für meine geschundene Seele und ich denke, dass es ihm da ähnlich erging...

Und auch bei meinem Vater schien sich einiges zu verändern...

Endlich in Therapie

In der Zeit nach meinem Selbstmordversuch stürzte ich mich immer mehr in die Erforschung der Bibel und dabei fiel mir ein Vers besonders ins Herz. In Psalm 27 Vers 10 steht:

Auch wenn Vater und Mutter mich verlassen, so nimmt mich der Herr doch auf.

Dieser Bibelvers sprach mich persönlich an und ist seitdem Stütze und Trost für mich und war damals die Bestätigung dafür, dass ich diese Stimme wirklich gehört hatte. Vielmehr noch, dieser Vers machte mir klar, dass Gott tatsächlich bei mir war. In dieser Zeit durfte ich geistlich immer weiter wachsen und lernte Gott dabei immer besser kennen. Und eines Tages hörte ich seine Stimme erneut, er fragte mich: „Wie geht es eigentlich deinem Vater?“ Aber davon wollte ich nichts wissen, eigentlich war es mir völlig egal, wie es ihm ging. Doch dann stieß ich auf eine andere Stelle in der Bibel und da stand: „Wie kann ich dir vergeben, wenn du nicht vergeben kannst“ (nicht wörtlich). Ich weiß nicht mehr genau, wo dieser Vers stand (Matthäus 6,14-15; Anmerkung der Redaktion), aber er war für mich so etwas wie ein Schlag mitten ins Gesicht. In mir dämmerte so langsam eine Erkenntnis. Ich begann nachzudenken und stellte fest, dass wir Menschen doch so oft eine zweite Chance brauchen, dass wir so viele Fehler machen, ausnahmslos! In mir begann ein heftiger Kampf, ich rang mit meinen Gefühlen. Was sollte ich tun? Er hatte mich doch so verletzt! Nach

langem hin und her konnte ich mich schließlich zu einer Entscheidung durchringen. Ich beschloss, meinen Vater zu besuchen. Ich machte mich also auf den Weg nach Affaltrach und stand vor seiner Türe. Ich wusste noch nicht genau, wie dieses Treffen ablaufen würde und ich sollte es auch nicht herausfinden, denn mein Vater war nicht da! Ich klingelte an der Türe, doch niemand öffnete. Ich wollte also herausfinden, wo mein Vater war und ging zu meinem Opa. Kaum war ich bei ihm angekommen, da füllte sich sein Gesicht mit riesiger Freude, mich mal wieder zu sehen. Ich fragte ihn, wo denn mein Vater war und er erzählte mir darauf, dass mein Vater sich tatsächlich in eine Alkoholtherapie begeben hatte. Mein Vater wollte aufhören zu trinken. Mich erfüllte eine große Freude über diese Botschaft. Endlich war es soweit, endlich wurden meine Gebete erhört! Nach all der Zeit hatte Gott nun wirklich auf meine Gebete reagiert und mein Vater versuchte sein Problem in den Griff zu bekommen...

Gleichzeitig wuchs in mir erneut die Erkenntnis, dass meine Gebete wertvoll waren, dass sie etwas bewegen oder verändern konnten. Ich ging nach dieser Neuigkeit wieder nach Hause, hatte aber während der Therapie keinen Kontakt zu meinem Vater. Ein paar Monate später hörte ich erneut diese Stimme, dieses Mal eindringlicher: „Geh zu deinem Vater, er braucht dich!“ Ich wollte sie nicht hören und so kam es, dass ich diese Aufforderung drei oder vier Mal ignoriert habe. Ich erwiderte ihr immer nur: „Ich war doch bei ihm, warum sollte ich nochmal hingehen?“

Aber diese Stimme wurde nicht leiser, sie wurde immer intensiver und lauter, sie drängte mich und zwar so sehr, dass ich schließlich klein bei gab und beschloss noch einmal zur Wohnung meines Vaters zu gehen. Als ich da war, klopfte ich an die Türe, doch irgendetwas war anders als sonst. Dieses Klopfgeräusch, da stimmte etwas nicht. Die Wohnung hörte sich so leer an, fast so, als ob niemand mehr darin wohnen würde. Mir war nicht wohl bei dem Gedanken und ich beschloss wieder zu meinem Opa zu gehen und ihn zu fragen, was denn los sei. Als ich bei ihm war, kam er gerade mit dem Fahrrad angefahren. Ich fragte ihn gleich, was denn mit meinem Vater sei, woraufhin mein Großvater mit mir ins Haus ging, wo er mir alles in Ruhe erklären wollte. Auf dem Weg ins Haus überkam mich ein mulmiges Gefühl, ich dachte ans Krankenhaus, daran, dass ihm etwas passiert sein konnte, doch was ich dann erfuhr, das zog mir den Boden unter den Füßen weg.

Mein Opa setzte sich ins Wohnzimmer und begann mir alles zu erklären. Ich musste die Wahrheit in diesem Moment erfahren, als mein Opa sagte: „Dein Vater ist...

Hinter Gittern

...in Untersuchungshaft!“

Darum brauchte er mich also. Das meinte die Stimme damit. Mein Opa verließ nach dieser Mitteilung für eine kurze Zeit das Wohnzimmer und ich begann zu weinen. Als er wieder zurückkam, sagte er mir, dass es für ihn auch ein Schock gewesen sei und er auch geweint hatte. Als ich mich wieder etwas beruhigt hatte, erklärte mir mein Opa, was passiert war und sagte mir, was die Anklage war. Mein Vater war in Untersuchungshaft, weil ihm die Vergewaltigung eines Kindes vorgeworfen wurde. Ich fuhr nachdem ich das erfahren hatte wieder mit der S-Bahn nach Hause. Ich weinte während der gesamten Fahrt und in mir kamen verschiedene Gedanken auf. Zum einen war da der Gedanke, dass ich jetzt der Sohn eines Pädophilen war, zum anderen fragte ich mich, wie das sein konnte. Neben dieser Frage entwickelte sich auch mehr und mehr ein Schuldgefühl: Hätte ich doch früher auf Gottes Stimme gehört. Wäre ich doch bloß bei ihm gewesen, dann wäre das nie passiert...

Ich war einfach nur fertig und völlig fassungslos. Ich stand neben mir und konnte mich nicht mehr konzentrieren. Ich konnte keinen Gedankengang mehr klar zu Ende führen, sondern war vielmehr von so vielen verschiedenen Gedanken, Sorgen und Gefühlen gefangen, dass ich zu Hause im Wohnzimmer angekommen, nur noch mehr weinen musste. Ich hatte meine Gefühle und

auch meine Tränen nicht mehr unter Kontrolle. Es war einfach nur schrecklich, wenn ich daran dachte...

Und dann schaltete mein Körper ab. Ich bekam einen Nervenzusammenbruch, während ich auf dem Wohnzimmerboden lag und einfach nur weinte. Irgendwann schlief ich genau dort vor Erschöpfung ein. Als ich nach einiger Zeit wieder aufwachte, war ich innerlich noch immer wie gelähmt. Das konnte doch nicht sein! Im Gefühl der inneren Betäubung torkelte ich irgendwie in mein Bett, um dort zu schlafen. Ich konnte ja ohnehin nichts daran ändern...

Ein paar Monate später erhielt ich einen Anruf von meinem Opa. Ich freute mich von ihm zu hören, doch was er mir zu sagen hatte, ließ diese Freude rasch wieder kippen. Mein Opa erzählte mir, dass mein Vater verurteilt worden war und er sechs Jahre in Haft musste. Das war zu viel, ich brach fast erneut zusammen, als ich realisierte, was diese Nachricht bedeutete. Ich begann mit mir selbst zu hadern und, was noch schlimmer war, ich begann mit Gott zu hadern. Irgendwann begann ich zu beten, ich wollte nicht, dass mein Vater so lange in Haft musste. Ich betete, dass Gott doch irgendwie machen sollte, dass er früher wieder rauskommt. Ich betete, verlangte ein Wunder von Gott. Ich begann mich zu fragen, was ich beim Beten falsch machte, dass so etwas passieren konnte. Ich fragte mich, ob ich schuld war, ob ich es nicht hätte verhindern können...

Aber es half alles nichts. Das Urteil war gefällt und ich musste lernen, damit zu leben. Ich war traurig und wütend zugleich und ich lernte, diese Sache zu akzeptieren. Ich erinnerte mich wieder an den Bibelvers zum Thema Vergebung, der mir vor ein paar Monaten begegnet war und ich wusste ich musste anfangen zu lernen, meinem eigenen Vater zu vergeben, ganz egal, was er auch angestellt hatte. Anfangs hielt ich es fast für unmöglich, so tief saß die Verletzung. Nein, diesem Mann konnte ich nicht vergeben, nicht nach all dem, was er mir angetan hatte. Doch nach einiger Zeit begann ich mich dazu durchzuringen, es zumindest zu versuchen. Ich musste zu meinem Erstaunen feststellen, dass es durch Gottes Gnade in meinem Leben möglich war, mehr noch, mit Gottes Hilfe war es eigentlich ganz leicht. Das Einzige, was der Vergebung im Weg stand, war meine Verletzung, als ich mich durchgerungen hatte, ging es fast wie von selbst.

Ich möchte an dieser Stelle kurz einhaken und ganz allgemein etwas zum Thema Probleme und Lösungen sagen, da es mir auf dem Herzen brennt, dies loszuwerden. Viele Menschen sehen ein Problem, versuchen aber nichts, um es zu lösen, obwohl es mit Gottes Hilfe oftmals so einfach wäre. Zu diesem Thema habe ich ein Bild: Man sieht einen riesigen Berg vor sich, der unüberwindbar zu sein scheint. Und vor lauter Ehrfurcht vor der Größe des Berges vergisst man ganz an seinen Anfang zu schauen und übersieht so den Weg, der sich am Fuße des Berges auftut. Man lässt sich von der

Gesamtheit so einschüchtern, dass man völlig vergisst nach dem ersten Schritt zu schauen.

Zurück zu meinem Vater: Ich konnte also beginnen meinem Vater zu vergeben. Es war ein Prozess, aber ich konnte zumindest den ersten Schritt machen.

Ich erzählte meiner Schwester von der Inhaftierung meines Vaters und gab ihr Zeit, die Geschichte zu verdauen, wobei es ihr eigentlich ziemlich egal war, wie es mit ihm weiterging. In der Zeit nach dem Urteil begann ich mich intensiver am Glauben festzuklammern, las noch mehr in der Bibel, da ich festgestellt hatte, dass es mir psychisch zu mehr Stabilität verhalf. Und diese Stabilität half mir auch besser mit der Situation klarzukommen. Es bewegte mich nach wie vor, aber durch meinen Glauben konnte ich den größten Teil meiner Last abgeben. In dieser Zeit erhielt ich einen weiteren Wachstumsschub in Sachen Beziehung zu Gott. Nach einiger Zeit wurde mein Vater nach Heilbronn in die JVA verlegt. Mein Opa teilte mir das telefonisch mit und wir beschlossen, meinen Vater dort zu besuchen. Wir standen also vor dem Gefängnis und mir wurde etwas flau im Magen. Zunächst sahen wir nur den Stacheldraht, die Zäune und die hohen Mauern, was in mir eben dieses Unwohlsein auslöste. Danach gingen wir durch die Eingangstüre und mussten uns erst einmal einer Ausweiskontrolle unterziehen. Als wir das erledigt hatten, gingen wir weiter in ein Wartezimmer und taten genau dies, wir warteten. In diesem Raum wurden wir dann auch durchsucht, was in mir ein Gefühl tiefer Einsamkeit auslöste. Ich verlor mich

in Gedanken: „Und da ist mein Vater drin? Das ist unheimlich...“ Ich hatte versucht mich vorzubereiten auf das, was mich erwartete. Auf Youtube schaute ich mir Videos über Gefängnisse an. Doch trotz oder gerade wegen alledem beschlich mich Angst, Ungewissheit, was hinter der nächsten Türe lauern würde. Ich fühlte mich mehr als unwohl bei dem Gedanken, dass mein Vater hier war. Dann kamen wir in den Besuchsraum und warteten darauf, dass mein Vater zu uns kam. In dem Moment, in dem ich ihn erblickte, sah ich die Scham in seinen Augen. Mein Vater schämte sich hier zu sein, er schämte sich vor mir. Diese Erkenntnis löste unweigerlich wieder meine Tränendrüsen aus und ich begann wieder zu weinen. Wir haben miteinander geredet, meistens haben mein Opa und mein Vater sich unterhalten, während ich versuchte, irgendwie mit der Situation klar zu kommen. Ich weinte sehr viel. Mein Vater fragte mich, wie es mir ging und ähnliches, er versuchte mich zu trösten und mich zu beruhigen, aber das konnte ihm in diesem Moment einfach nicht gelingen. Zu bedrückend war die Stimmung, ja, die gesamte Situation. Nach einer Weile und mit einem immer schlechter werdenden Gefühl, verließen wir das Gefängnis dann auch wieder.

Heute stellt sich die Situation wie folgt dar: Mein Vater hat einen Großteil seiner Strafe abgessen und hat mittlerweile Freigang, das heißt, dass er jedes zweite Wochenende bei einer Freundin übernachten darf. In dieser Zeit hat er mir die Ereignisse, die zu seiner Inhaftierung führten auch ausführlich geschildert. Er

sagte mir, was ihm vorgeworfen wurde und vermittelte mir glaubhaft, dass er es nicht getan hatte. Ich kenne meinen Vater und wenn ich ehrlich bin, traue ich ihm auch eine ganze Menge zu, aber eine solche Tat passt überhaupt nicht zu ihm. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass er so etwas getan haben soll. Wenn ich auch meine Probleme mit ihm hatte und vielleicht manchmal auch noch habe, so bin ich doch tief in meinem Herzen davon überzeugt, dass er mir die Wahrheit gesagt hat und tatsächlich unschuldig ist. Es war mir wichtig, das hier an dieser Stelle zu sagen.

Es half alles nichts. Er bekam diese Strafe und musste sie absitzen. Und er muss sie auch weiterhin noch absitzen...

MC Immanuel

Mein Leben war also immer wieder von erneuten Schicksalsschlägen gebeutelt. Die einzige Sache, die mir Kraft gab, war mein Glaube und die daraus resultierende Beziehung zu Gott. Und im Jahr 2009 sollte ein weiterer Schritt in meinem Glaubensleben vollzogen werden. Ich hatte quasi keine richtige Familie und war auf mich allein gestellt, doch die Leute in meiner Gemeinde versuchten immer wieder mir das Leben etwas zu verschönern. Und so kam es im angesprochenen Jahr dazu, dass ich durch die Finanzierung meiner Gemeinde, auf ein Jugendevent gehen konnte, an dem 4000 Jugendliche aus aller Welt zusammen kamen um Gemeinschaft zu haben. Dieses Event fand in Offenburg statt und nannte sich TeenStreet.

Der Grund, warum mir meine Gemeinde dieses Event finanzierte, war ganz einfach, dass dort in den Jahren zuvor schon viele junge Menschen im Glauben gewachsen waren und ich es mir selbst beim besten Willen nicht leisten konnte.

Bei TeenStreet ging es vor allem um eines: Gemeinschaft mit anderen Christen. Also ging ich dorthin und war sehr gespannt, was mich erwarten würde. Ich kam in eine tolle Kleingruppe, in der ich tatsächlich auch mit allen gut klargekommen bin. Bei TeenStreet durfte ich so sein, wie ich war. Ich konnte meinen Glauben dort völlig frei ausleben. Am ersten Tag, nach der Ankunft, hatten wir eine gemeinsame Lobpreiszeit. Lobpreis mit 4000 Menschen. Es war einfach überwältigend!

Bei TeenStreet gab es etwas, was jeden Tag fest angesetzt war: eine stille Zeit. Jeden Tag gab es 30 Minuten, in denen es auf dem ganzen Gelände still war. Jeder konnte in dieser Zeit tun und lassen, was er wollte, er musste dabei eben einfach nur still sein. Einige malten, andere hörten MP3-Player und wieder andere gingen in sich. Ich begann im Stillen zu beten. Ich sagte zu Gott, dass ich irgendetwas brauchte, mit dessen Hilfe ich ihn besser greifen konnte. Ich wollte wissen, was ich tun konnte. Als es völlig still um mich herum war, hörte ich Gottes Stimme. Ich hörte, wie er mir sagte: „Nimm einen Stift und ein Blatt Papier und schreib deine Gefühle auf!“ Ok, dachte ich, wenn es das war, was ich tun sollte...

Ich begann meine Gedanken und Gefühle aufzuschreiben, merkte aber schnell, dass das noch nicht alles war. Irgendwie überkam mich das Gefühl, dass sich diese Aufschriebe reimen sollten. In diesem Moment entstand mein erster Raptext. Ich wusste, dass Rap als Gangsterrap negativ belegt war und begann nachzudenken. Dann fragte ich: „Wie kann ich den Leuten zeigen, dass ich nicht bin, wie diese gewöhnlichen Rapper?“ Und prompt bekam ich eine Antwort: „Durch deine Stimme und die Texte, die ich dir geben werde, wird man sehen, dass du von mir gesegnet bist!“

Na gut, dachte ich bei mir und war gespannt, was da so auf mich zukommen würde. Bereits vier Tage später durfte ich zum ersten Mal rappen. Auf einer Bühne vor 200 Leuten. Mein Track hieß „Leben in Einsamkeit“. Aber wie war es dazu gekommen? Als mein Gruppenleiter bei

TeenStreet von meinen neuen Plänen erfuhr, vermittelte er mir den Kontakt zu einem schweizer Rapper, der schon einiges an Bühnenerfahrung hatte. Und eben diesen durfte ich dann auch auf die Bühne begleiten. Als er dort auf der Bühne, die ein seitlich geöffneter LKW war, loslegte, strömten die Menschen nur so herbei und als er fertig war, war meine Stunde gekommen! Ich begann also zum ersten Mal in meinem Leben mit einem Mikrofon in der Hand zu rappen. Ich war völlig verunsichert, total nervös und das wirkte sich dann auch auf meine Performance aus. Es dauerte nicht lange, da kam ich völlig aus dem Takt und statt meinen Text zu rappen, klang das ganze Schauspiel eher wie der Vortrag eines Gedichts mit Beats im Hintergrund, als wie ein Rapsong. Naja, aber immerhin hatte ich nur vier Tage nach dem Schreiben meines ersten Textes auch schon meine erste Bühnenerfahrung gesammelt.

Um ganz ehrlich zu sein, empfand ich diesen Auftritt als einen absoluten Reinfeld, aber immerhin war ein Anfang gemacht, denn von da an war ich ein Rapper...

Als ich wieder zu Hause war, begann ich auch ziemlich schnell damit, meine Texte aufzunehmen. Meine Mutter hatte eine Karaoke-Maschine und ich nahm mir ihr Mikrofon, lud mir ein Programm aus dem Internet herunter und begann meine Texte aufzunehmen. Als Popschutz diente mir eine Stofftasche und auch sonst wirkte das Ganze nicht sonderlich professionell. Auf diese Art und Weise habe ich ein paar Tracks aufgenommen und ich stellte sie teilweise sogar auf Youtube. Seit

TeenStreet nannte ich mich einfach nur MC, aber ein Kumpel sagte immer wieder zu mir, dass das zu wenig war. In seinen Augen fehlte da noch irgendwas. Irgendwas, meinte er, sollte noch hinten dran. Ich machte mir einige Gedanken darüber, wie ich mich nennen sollte und stieß in der Bibel auf den Namen Immanuel, was so viel bedeutet, wie: Gott ist mit uns! In diesem Moment machte es klick in meinem Kopf, denn genau das war es, was mir in meinem sonst so traurigen Leben Halt gab, die Gewissheit, dass Gott mit mir war. Ich googelte nach dem Namen MC Immanuel und fand heraus, dass dieser Name tatsächlich noch frei war. Von diesem Tag an hatte ich meinen Künstlernamen, ich hieß nun MC Immanuel...

Mein erster Text: „Leben in Einsamkeit“

Ich steh jetzt vor dir Herr,
sieh die Leute da,
alles still und ruhig,
sitze leise da.

Ich bitt dich um Vergebung,
ich hab Mist gebaut
doch du mein Gott baust mich
immer wieder auf.

Auch wenn ich niemand bei mir hab,
auf dich kann ich zähl'n,
denn du bist treu zu mir,
du reinigst alle Seeln.

Ich bin ein stolzer Christ.
Und ich gebe zu,
manchmal hab ich keinen Bock,
doch ich geh mein ' Weg und glaub an Gott.

Kei Mutter, kei Vater,
ich steh jetzt einsam hier,
ich bin zutiefst verletzt,
aber du bist immer bei mir.

Gib daher niemals auf,
denn der Herr ist bei dir,
denn du hast Gott in deinem Herzen,
also bleib hier.

Geh niemals den falschen Weg,
wie ich es getan hab.

Du sollst immer daran denken,
der Herr ist bei dir an jenem Tag.

Er verlässt dich nicht,
er lässt dich nie im Stich,
er liebt dich,
so wie du bist.

Vater im Knast,
Mutter hat mich verlassen.
Ich weiß nicht was ich tun soll,
ich könnt sie nur hassen.

Aber das tu ich nicht,
denn ich bin ein Christ,
schaue in den Wolken
und sehe das Licht.

Kein Segen ohne Widerstand

In der weiteren Zeit konzentrierte ich mich immer mehr auf meine neuen Ziele und als es Ostern geworden war, fragte ich in der Gemeinde nach, ob ich dort ein Lied präsentieren dürfe. Und ich durfte. Ich war glücklich und freute mich auf den Tag, aber es gab noch etwas vorzubereiten. Gemeinsam mit der Tochter unseres Pastors setzte ich mich hin und begann ein Lied zu schreiben, doch schon diese ersten Schritte waren nicht ganz so einfach. Einen Tag vor unserem gemeinsamen Auftritt ließ sie mich mit unserer Performance sitzen. Ich brauchte also dringend eine Ersatzpartnerin. Ich hatte aber nur noch einen Tag Zeit, jemanden zu finden und ihr den Part beizubringen, den sie übernehmen sollte. Ich suchte und wurde dabei tatsächlich fündig...

Dann kam der große Tag und ich hatte meinen ersten Auftritt in der Gemeinde. Dabei spielte ich, in einen weißen Mantel gehüllt, Jesus, während sie ein Mädchen darstellte, das mit ihren Kräften am Ende war. Sie sang den Refrain und ich rappte die Strophen. Wir erhielten ein, alles in allem, positives Feedback dafür. Aber es gab auch ein paar Leute, die meine Stimme kritisierten. Es fielen Aussagen, wie: „Drück es nicht so raus...!“ Und wie ihr euch denken könnt, waren die kritischen Stimmen auch diejenigen, die ich mir mehr zu Herzen nahm. Es kamen erneut Gedanken in mir auf, die mich zum Zweifeln brachten. Schnell verfiel ich wieder in meine alte Unsicherheit und fragte mich, ob das wirklich mein Ding

war. Doch wenn Zweifel kommen, kommt manchmal auch ganz schnell eine Antwort! Erneut hörte ich inmitten meiner Zweifel eine Stimme, die mir sagte: „Das ist gut so...!“ So konnte ich meine Unsicherheit für den Moment ablegen und mich wieder auf meine „Karriere“ konzentrieren.

Als ich zu Hause weiter mit meinen Low Budget Mitteln meine Tracks aufnahm, wuchs in mir der Wunsch, professioneller Lieder aufzunehmen. Und im Internet schaute ich mir immer wieder gute Aufnahmen von anderen Rappern auf Youtube an, was diesen Wunsch stetig weiter gedeihen ließ. Ich musste also eine Möglichkeit finden, professioneller aufzunehmen, aber wie? Eines Tages hörte ich, dass es in der Gemeinde einen Mann gab, der dort die Möglichkeit der Aufnahme hatte. Das war die Lösung! Ich kontaktierte ihn und von diesem Tag an hatte ich also die Möglichkeit meine Tracks in der Gemeinde aufzunehmen. Ich konnte dies von da an immer donnerstags machen, entweder vor oder nach der Bandprobe. Ich freute mich riesig, dass meine Musik jetzt endlich auch von der Aufnahmequalität her um mindestens einen Level aufgestiegen war. Überhaupt schien es so langsam rund zu laufen, denn ich bekam in dieser Zeit dann auch erstmals die Chance im Sonntagsgottesdienst unserer Gemeinde aufzutreten. Mein Rap hatte sich mit der Zeit deutlich verbessert, da ich ständig am Üben war und ja mittlerweile auch richtig aufnehmen konnte, was mich motivierte noch mehr zu üben. Der Auftritt war dann auch um Längen besser, als die Auftritte zuvor und es schien fast

so, als würde es so richtig steil aufwärts gehen. Wie gesagt, es schien so...

Denn ich wurde ganz schnell eines Besseren belehrt. Nach meinem Auftritt hatte ich ein Gespräch mit unserem Pastor und dieser sah die ganze Situation damals etwas anders, als ich. In unserem gemeinsamen Gespräch teilte er mir mit, dass dieser Rap, die Art, wie ich mich bewegte und das Mikrofon hielt, zu weltlich für unsere Gemeinde waren. Das war wieder Mal ein Schlag in mein Gesicht, aber so ganz sicher war ich mir nicht, was er mir damit jetzt genau sagen wollte. Also fragte ich nach und bekam zur Antwort: „Du sollst damit aufhören...!“ Ich konnte es nicht so ganz fassen und fragte weiter nach, wie er das meinte, sollte ich etwa ganz aufhören? Er teilte mir mit, dass er genau das damit meinte. Ich sollte ganz aufhören zu rappen, auch zu Hause. Da schien ich gerade meine Berufung gefunden zu haben und dann so etwas! In mir wuchs eine leichte Aggression heran, aber was sollte ich tun? Er war schließlich mein Pastor. Also musste ich seine Entscheidung wohl oder übel akzeptieren, auch wenn ich mich damit absolut nicht wohl fühlte...

So sehr ich ihn respektierte, so sehr wuchs in mir das Verlangen, weiter zu machen und so kam ich zu dem Schluss in der Gemeinde aufzuhören, zu Hause aber musste ich einfach weiter machen. Immerhin war meine Musik die Sache, durch die ich mich Gott am Verbundensten fühlte, durch meinen Rap gab er mir mehr Halt, als durch irgendwas sonst! Das Problem bei der Sache war nur, dass ich durch dieses Rapverbot in der Gemeinde

natürlich auch nicht mehr donnerstags kommen konnte, um meine Tracks aufzunehmen.

In der Folgezeit schrieb ich zu Hause immer weiter an Tracks, nahm diese aber eine ganze Weile lang nicht mehr auf. Doch auch diese Zeit sollte ein Ende finden. Irgendwann schrieb mich ein Rumäne an, der sich selbst Lexx One nannte und seinerseits selbst christlichen Rap machte. Er hatte mich im Internet rappen gesehen und sah in mir Potenzial. Er hatte zu Hause die Möglichkeit Tracks aufzunehmen. Er wollte mich einladen. Ich beschloss ihn zu uns in die Gemeinde einzuladen, damit wir uns dort kennenlernen konnten. Der Grund, weshalb ich ausgerechnet die Gemeinde als Treffpunkt gewählt hatte, war ein ganz einfacher. Seine Mutter ging zu uns in die Gemeinde, also bot es sich an, das Treffen dort zu machen. Nach dem Gottesdienst tauschten wir unsere Nummern aus und vereinbarten einen Termin. Als es soweit war, fuhr ich zu ihm nach Weinsberg und wir haben dort zusammen einen Track aufgenommen. Zum ersten Mal konnte ich meine Stimme bei einer richtig professionellen Aufnahme in richtig guter Qualität hören. Und ich war begeistert davon. Für mich war das ein Zeichen, das mir klar zu verstehen gab, dass ich weiter machen sollte.

Heute bin ich sehr froh darüber, dass ich an meinem Traum festgehalten habe, obwohl es Widerstand sogar aus den eigenen Reihen gegeben hat. Sogar mein eigener Pastor wollte mich zum Aufhören überreden. Aber es lohnt sich einfach, an den Dingen festzuhalten, die Gott einem geschenkt hat.

Ich traf mich sehr regelmäßig mit Lexx One, um zusammen zu rappen und unsere Werke dann auch aufzunehmen. Aber nach einiger Zeit kam es zu Reibungen und sogar zu Streitereien zwischen uns. Er hatte sein eigenes Label und ich war mittlerweile Teil davon geworden, wollte aber aussteigen, weil ich glaubte, dass mein Weg ein anderer war. Und der Fakt, dass ich aussteigen wollte, sorgte dafür, dass wir uns richtig stritten. Wir lebten uns auseinander und es kam sogar soweit, dass eine ganze Weile Funkstille zwischen uns herrschte.

Heute haben wir uns wieder zusammengerauft und er gab mir die Möglichkeit, bei ihm an meinem Album zu arbeiten und es aufzunehmen, wofür ich sehr dankbar bin.

Silvester in Villingen-Schwenningen

Im Jahr 2010 durfte ich erneut zu TeenStreet und dieses Mal durfte ich sogar vor knapp 800 Leuten auftreten. Ich sammelte in der Zwischenzeit einiges an Bühnenerfahrung und Reife. Auf TeenStreet entstand der Song „Eltern“.

Die Gemeinde in Villingen-Schwenningen kannte ich bereits von Face to Face, einem Jugendevent, das über ein ganzes Wochenende geht. Außerdem bestand eine gewisse Verbindung zwischen dieser und meiner Gemeinde, denn der Pastor von dort war gleichzeitig der Onkel meiner Jugendleiterin. Ich lernte jede Menge neue Leute kennen, unter anderem auch die Schwester des Gründers von Face to Face. Diese war es dann auch, die mich, nachdem sie erfahren hatte, dass ich zusammen mit einigen anderen aus meiner Gemeinde (unter anderem die Jugendleiterin) Silvester bei ihnen in Villingen-Schwenningen verbringen würde, über Facebook fragte, ob ich nicht Lust hätte, dort dann auch aufzutreten. Und wie ich Lust hatte. Ich sagte also zu und freute mich, wieder einen Auftritt in einer Gemeinde zu haben.

Als der Tag gekommen war und ich endlich auf der Bühne stehen durfte, da geschah etwas, was ich bisher nicht kannte und deshalb auch nicht erwartet hatte. Ich performte meinen Track „Eltern“ und als ich fertig war, wollten alle eine Zugabe von mir. Darauf war ich nicht vorbereitet und ich war im ersten Moment relativ ratlos, da ich keinen zweiten Track parat hatte. Nach kurzem Überlegen gab ich dann spontan doch noch eine kleine

Zugabe und rappte meine Lebensgeschichte. Der Track hieß „Lifestory“. Der Auftritt war ein voller Erfolg. Alle waren begeistert und ich persönlich war zumindest mit dem eigentlichen Auftritt sehr zufrieden. Einzig die Zugabe war meiner Meinung nach nicht ganz so gelungen. Ich würde sogar sagen, dass sie eigentlich ziemlich in die Hose ging.

Aber nach diesem Auftritt an Silvester hatte ich eine gehörige Portion Selbstsicherheit dazu gewonnen. Heute betrachte ich diesen Tag quasi als meinen Durchbruch. In den folgenden Monaten hatte ich eine ganze Menge Auftritte. Es ging eigentlich stetig weiter aufwärts mit meiner Rapkarriere...

Wohin führt mich mein Weg?

In mir gediehen neue, ungewohnte, positive Gedanken. Ich hatte endlich das Gefühl, wirklich wertvoll zu sein. Und eine Sache stand für mich fest: wie eigentlich jeder Rapper wollte ich zunächst möglichst groß rauskommen und schnellstens ein eigenes Album veröffentlichen, um so eine ganze Menge Kohle zu verdienen. Doch nach einer nicht allzu langen Zeit bohrte sich ein anderer Gedanke in meinen Kopf...

Ich begann mich innerlich zu fragen, wozu ich eigentlich rappte. Ich fragte mich, was ich mit meiner Musik erreichen wollte. Ich habe viel darüber nachgedacht und habe auch bei Gott nachgefragt. Und wie so oft ließ dessen Antwort nicht lange auf sich warten. Ich merkte immer mehr, wie mein Herz begann für Jugendliche zu schlagen. So einfach war es: Ich rappe für Jugendliche! Mir war klar, dass es viele junge Menschen gibt, die ein hartes Leben haben und sich auf der Suche nach Antworten und Halt befinden. In ihrem Leben ist kein Sinn und von einem Retter haben sie nie etwas gehört. Ich wollte diesen Menschen Jesus nahebringen, das war meine Aufgabe und das ist sie bis heute noch...

Ich wollte einen Stil entwickeln, der ihnen helfen sollte, Antworten zu finden auf die Fragen, die in ihnen lodern. Ich will ihnen bei ihrer Suche behilflich sein. Mein Rap sollte sich von dem der anderen Rapper unterscheiden. Ich möchte bewusst meine Emotionen in meiner Stimme mit einfließen lassen, um aus ihnen heraus eine gewisse

Tiefe in meinen Texten zu verankern. Es ist mir wichtig geworden, meine eigenen Gefühle durch meinen Rap offen zu legen, um so auch anderen Jugendlichen Einblicke in mein Innenleben und meine persönliche Beziehung zu Gott zu gewähren. Ich brenne noch heute dafür, den Menschen, die mich hören, zu vermitteln, welche Stütze, welcher Halt Jesus in meinem eigenen Leben geworden ist.

Ich wollte definitiv keiner von diesen Partyrappern sein, sondern vielmehr war es mir wichtig, meine Texte mit Tiefgang zu füllen. Ich bezeichne mich manchmal selbst als einen „Emo-Rapper“.

Diese Frage war also geklärt, nun konnte es so richtig losgehen. Da war ja noch immer der Wunsch, ein eigenes Album aufzunehmen. Und in mir spielte sich so einiges ab. Ich überlegte bereits, welchen Titel es denn haben sollte und hatte auch verschiedene Ansätze. Ich konnte mich lange nicht so wirklich entscheiden, hatte mehrere Favoriten. Am Ende sprang ich nur noch zwischen zwei Namen hin und her: „Leben in Einsamkeit“ und „Lyrics for Jesus“. Nach reichlicher Überlegung entschied ich mich mein Album „Lfj –Lyrics for Jesus“ zu nennen. Puh, das war geschafft, jetzt musste ich es ja nur noch aufnehmen...

Ich begann also ein paar Tracks aufzunehmen, spürte aber innerlich irgendwie keinen Segen auf dem Projekt und so kam dieses Album letzten Endes damals gar nicht zu Stande. Als mein Versuch ein Album fertig zu stellen

gescheitert war, kam auch bald schon der bereits angesprochene Streit mit Lexx One und der damit verbundene zeitweise Bruch zwischen uns.

Interessanterweise begann nach diesem Bruch eine Zeit, in der es eine ganze Menge Auftritte hageln sollte. Ich war nun selbstständiger. Zwar fehlte mir jetzt die Möglichkeit meine Tracks irgendwie aufzunehmen, aber mein Fokus verschob sich ohnehin immer mehr zu den Auftritten. Und davon gab es einige...

Zunächst beschränkten sich meine Auftritte auf meine Heimat Heilbronn, aber dann wurde ich auch immer öfter in andere Orte eingeladen und durfte meine Tracks fortan auch überregional zum Besten geben. Ich hatte jetzt regelmäßig meine Chancen, um mein Talent zu zeigen und auch die Nachfrage nach einer CD von anderen Leuten wurde mit der Zeit immer größer. Aber immer musste ich sie vertrösten. Ich war dafür noch nicht bereit und innerlich wusste ich damals schon, dass das Jahr 2012 meines sein würde. Denn irgendwas sagte mir, dass in diesem Jahr mein lange ersehntes Album das Licht der Welt erblicken würde. Da das aber nur ein Gefühl war, musste ich die Leute lange vertrösten, ohne ihnen eine genauere Zeitangabe machen zu können...

Es war auch diese Zeit, in der ich begann nicht mehr nur zu rappen, sondern zusätzlich zum Rap auch meine Lebensgeschichte mit den Menschen zu teilen. Und ich konnte schnell sehen, dass meine Geschichte die Menschen bewegte und rührte. Viele Tränen sind

geflossen und viele Emotionen wurden gezeigt. Für mich persönlich waren die Reaktionen der Menschen damals eine regelrechte Ermutigung meinen eingeschlagenen Weg fortzusetzen. Diese Zeit hat mich in meinem Auftrag weiter gestärkt und bestätigt. Ich wollte immer mehr Menschen meine Geschichte erzählen und meine Texte vorrappen. In dieser Zeit fiel mir ein weiterer Bibelvers ins Herz: „Ich will dich segnen und du sollst auch ein Segen sein für andere.“ Dieser Vers war eine weitere Bestätigung Gottes für den Weg, den ich eingeschlagen hatte. Von Auftritt zu Auftritt, von Tag zu Tag spürte ich, wie immer mehr Segen auf dem lag, was ich tat. Und dieses Spüren wiederum sorgte dafür, dass ich selbst, durch das Erleben des Wirkens Gottes, an Festigkeit im Glauben und Sicherheit in meinem Auftreten gewann.

Ein schwerer Verlust

Ich muss noch einmal auf meinen Opa zu sprechen kommen. Besucht habe ich ihn eigentlich gar nicht mehr und gesehen haben wir uns nur noch, wenn wir meinen Vater gemeinsam im Gefängnis besuchten. Mit der Zeit wusste ich fast gar nichts mehr über meinen Opa, denn, da wir uns nicht mehr sahen, lebten wir uns natürlich auch auseinander. Wir mochten uns nach wie vor sehr gern, nur war halt der Kontakt wenig geworden...

Als ich mal wieder mit meiner Jugend unterwegs gewesen war und danach wieder zu Hause ankam, da fand ich einen Zettel in meine Türe gesteckt, auf dem geschrieben stand, dass mein Opa schwer krank sei und mich noch einmal sehen wollte, bevor er sterben würde. Der Zettel war von einer Freundin meines Opas, dieselbe, bei der auch mein Vater übernachtet, wenn er Freigang hat. Sie hatte für ihn quasi eine Art Mutterrolle übernommen, denn mein Vater war als Kind immer bei ihr, wenn er mal wieder Streit oder Ärger mit Opa hatte. Auf dem Zettel hinterließ sie ihre Telefonnummer mit dem Angebot, mit mir ins Krankenhaus nach Öhringen zu fahren. Ich war fassungslos, als ich den Zettel las und rief sie an, um möglichst schnell einen Termin auszumachen. Wir verabredeten uns für den nächsten Tag und fuhren an selbigem ins Krankenhaus. Im Krankenhaus angekommen gingen wir auf den Aufzug zu und fuhren damit auf Station. Wir verließen ihn und gingen auf das Zimmer meines Opas zu. Als wir das Zimmer betraten

und mein Opa mich erblickte, fing er an zu weinen und sagte nur: „Mein Michel, mein Michel...“ Er war sehr abgemagert und sah nicht mehr so aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Die ganze Atmosphäre im Raum war ziemlich schlecht. Mein Opa begann mir alte Geschichten zu erzählen. Er erinnerte sich an seinen ersten Rausch und sprach davon, wie er es damals nicht mehr ins Zimmer geschafft hatte und sich deshalb im Treppenhaus übergeben musste. Wir haben sehr viel und sehr laut gelacht, als er diese Geschichte zum Besten gab. Wir haben uns weiter unterhalten und er erzählte von der OP, die am nächsten Tag bevor stand. Er sagte, dass er nicht wusste, wie es weitergehen sollte und ob er diese Operation überhaupt überstehen würde. Während unserer Unterhaltung holte mein Opa plötzlich seinen Geldbeutel und gab mir fünf Euro. Ich wollte das Geld nicht annehmen, aber er sagte nur, dass er darauf bestünde. Er sagte, dass er mir früher nie wirklich etwas geben konnte und ich es deshalb annehmen musste. Es sollte tatsächlich sein letztes Geschenk an mich sein.

Ich stand dort am Bett und verabschiedete mich von ihm. Ich hielt seine Hand, als dieser plötzlich meine Hand mit seinen beiden Händen fest umschloss und mir tief in die Augen schaute. Er nickte mir zu, als wollte er sagen, dass seine Zeit gekommen war und begann wieder zu weinen. Ich verließ das Zimmer und wir gingen nach Hause. Einen Tag später sah ich diese Szene als einen Hilfeschrei seinerseits, als wollte er mir sagen: „Erzähl mir von deinem Gott!“ Doch ich hatte es nicht bemerkt, ich

war so sehr in Trauer, dass es mir in diesem Moment nicht aufgefallen war. Ich erzählte meiner Schwester von Opas Zustand und sie ging mit meiner Mutter zusammen ins Krankenhaus, um ihn zu besuchen. Es war ihr erstes Wiedersehen seit der Trennung meiner Eltern vor vielen Jahren. Ein paar Tage später ging ich wieder nach Villingen-Schwenningen, wo ich erneut einen Auftritt hatte. Als ich abends im Zimmer lag, bekam ich einen Anruf von meiner Cousine, die mir mitteilte, dass es meinem Opa sehr schlecht ginge, er sogar im Sterben lag. Ich begann in meiner Verzweiflung, in meiner Trauer zu beten. Ich betete mit einem Kumpel dafür, dass Gott ihm noch etwas Zeit geben sollte. Zeit, um Opa noch von Gott zu erzählen. Ich bat ihn einfach nur darum, mir dieses bisschen an Zeit noch zu zugestehen...

Als ich wieder aus Villingen-Schwenningen zurück war, sollte ich am nächsten Abend auf einem Jugendgottesdienst bei uns in der Gemeinde rappen. Meine Teenieleiterin hatte unseren Pastor dazu überredet, es mir wieder zu erlauben. Als ich noch im Bett war, klopfte meine Schwester an meine Türe. Sie weinte und fragte, ob ich schon wach sei. Sie kam herein und setzte sich an die Kante meines Bettes, schaute mich an und sagte: „Opa ist tot!“ Ich hatte die ganze Nacht kaum schlafen können, wusste aber nicht warum...

Als sie es ausgesprochen hatte, überkam mich ein Schmerz und ich begann einfach nur zu schreien. Ich schrie mir den Schmerz von der Seele:
„NEEEEEIIIIIIINNNNNN!“ Immer lauter wurden meine

Schreie, immer tiefer wurde eine Art Bewusstlosigkeit und ich konnte gar nicht so sehr schreien, wie es mir danach zumute war. Meine Schwester weinte wieder stärker und legte dann ihren Arm um mich. Nach langer Zeit vermittelte sie mir im tiefsten Schmerz zum ersten Mal wieder das Gefühl, dass sie meine Schwester war. Als ich mich wieder etwas beruhigte, hörte ich den Teufel lachen: „Du Versager, du hast es nicht geschafft, ihm von deinem Gott zu erzählen...“

Ich dachte viel über diese Worte nach und sie begannen mein Herz zu erreichen, sie wurden für mich zur bitteren Realität. Meine Schwester verließ den Raum wieder und ich musste trotz allem beginnen, mich auf meinen Auftritt vorzubereiten. Ich trat schließlich auf und keiner merkte dort etwas. Ich widmete den Auftritt meinem Opa. Nur in mir herrschte keine Ruhe mehr. Als ich wieder zu Hause angekommen war, da wurden die Stimmen immer lauter, die mir zu riefen: „Versager...!“ Ich war am Boden, völlig kraftlos und der einzige Mensch, der mir innerfamiliär Halt gab, war verstorben. Nicht nur das, ich machte mir Vorwürfe, weil ich glaubte, dass es meine Schuld war, wenn er nicht zu Gott gefunden hatte. Ich begann erneut meinen Abschied zu planen. Ich wollte einen Abschiedsbrief schreiben und war fest entschlossen, dieses Mal zu springen. Ich haderte mit Gott: „Du hast mir meinen Opa genommen, also geh du auch!“

Als ich diese Worte ausgesprochen hatte, überkam mich eine tiefe Einsamkeit. Ich war erfüllt von Angst, Kälte und Panik. Ich sah dies zunächst als Bestätigung dafür, dass

ich springen sollte, in mir wuchs aber gleichzeitig auch ein Bewusstsein für das, was ich gerade gesagt hatte und welche Konsequenzen daraus entstehen würden. Ich stand an dem Punkt, an dem ich mich entscheiden musste: Entweder ich bat Gott um Vergebung und nahm die Beziehung zu ihm wieder auf oder ich sprang in die Tiefe und fiel in mein Ende...

Ich entschied mich dafür, Buße zu tun und plötzlich wurde ich erneut von einer gewissen Wärme erfüllt, einer Wärme, die ich so noch nie erlebt hatte. Ich wandte mich an Gott: „Gott, warum hast du dich von mir abgewandt? Du hast doch gesagt, du wirst deine Kinder nie verlassen!“

Und ich bekam eine Antwort, die es in sich hatte: „Ich weiß, ich habe mich nur kurz umgedreht, um meine Tränen abzuwischen...“ Das war für mich die Bestätigung eines liebenden Vaters, der Liebe Gottes. Er hatte tatsächlich mit mir geweint...

Von der Schule in die Ausbildung

Kurz nach dem Tod meines Opas begann meine Ausbildung. Doch zuvor muss ich euch einen kleinen Rückblick auf meine letzten zwei Jahre als Schüler gewähren. Nach der neunten Klasse musste ich die Schule wechseln, da in meiner alten Schule keine Klasse für die Werkrealschule zustande kam. Ich ging dann also in die zehnte Klasse nach Schwaigern. Ich hatte große Probleme mit einem meiner Lehrer. Er konnte mich einfach nicht leiden...

Ich erinnere mich noch an eine Situation, in der ich während des Unterrichts plötzlich Nasenbluten bekam und ihn deshalb fragte, ob ich zur Toilette dürfe. Er ließ mich gehen und ich erfuhr später, dass er, als ich draußen war, vor allen den Spruch: „Na wenigstens läuft irgendwas bei ihm...!“ rausgehauen hatte. Es hatte mich sehr verletzt. Als immer mehr solcher Sprüche kamen, platzte ich irgendwann. Ich hatte mich immer zurück gehalten, da ich als Christ ja dachte, ich müsste mir alles gefallen lassen, aber in der Prüfungszeit reichte es mir. Als er erneut einen Spruch rausgehauen hatte und für mich schon klar war, dass ich das Schuljahr wiederholen musste, da beschloss ich zu gehen. Ich hatte ohnehin viel geschwänzt und deshalb kein Problem damit, einfach zu gehen. Als ich an der Türe stand, rutschte mir versehentlich ein Satz raus. Etwas zu laut hatte ich meinem Lehrer gesagt, er sollte die Fresse halten. Dies hatte zur Folge, dass ich zum Direktor musste. Ich bekam

meine Strafe und wurde von der Schule verwiesen. Allerdings war das ein Glücksfall, denn so konnte ich die zehnte Klasse an meiner alten Schule wiederholen. Dort war eine Klasse zusammen gekommen. Ich machte dort einen guten Abschluss, um im September 2011 dann meine Ausbildung als Fachkraft für Lagerlogistik zu beginnen.

In meinem Beruf bin ich sehr glücklich. In der Firma herrscht eine gute Atmosphäre. Ich finde meine Arbeit sehr schön und kann die Mittagspause entweder zum Schlafen oder zum Beten nutzen. Ich habe viele interessante Kollegen und Kunden kennengelernt. Am meisten Freude habe ich beim Staplerfahren und den Päckchen, die ich öffnen muss. Es ist irgendwie wie Weihnachten, weil man nie weiß, was drin ist... Kurz gesagt, ich bin zufrieden mit dem Ort, an den Gott mich gestellt hat!

Familientreffen

In der zweiten Hälfte des Jahres 2011 kam ich zu einer Art Hauskreis, der zu diesem Zeitpunkt gerade aus vier Personen bestand. Sie hatten den Wunsch, etwas in Heilbronn zu verändern. Drei von ihnen machten ein soziales Jahr bei Pais, das heißt, sie machten Jugendarbeit in einer Gemeinde und an verschiedenen Schulen. Wir trafen uns regelmäßig in einem Haus in Böckingen und machten dort Lobpreis und beteten. Ich fühlte mich dort wohl und besuchte die Treffen immer häufiger. Wir lernten immer neue Leute kennen und es kamen auch immer mehr zu unserem Hauskreis. Unser Hauskreis wuchs weiter und zog in eine Jungs-WG um. Irgendwann hatte ich den Gedanken, dass dieses Treffen für mich so etwas wie eine Familie war, also sprach ich vom Familientreffen und dieser Name wurde dann immer häufiger benutzt, bis es schließlich allgemein Familientreffen genannt wurde.

Doch schon bald reichte auch die WG nicht mehr aus und wir mussten erneut umziehen. Also zogen wir in das kleine Haus neben der Gemeinde, bei der die Paisler angestellt waren. In diesem Familientreffen erlebte ich meinen geistlichen Durchbruch. Ich wurde mit der Zeit immer sensibler für die geistliche Welt und begann auch immer öfter Bilder und Visionen zu erhalten. Ich bekam auch die Gabe geschenkt, in den Augen von Menschen lesen zu können, in ihren Augen zu sehen, was in ihrem

Inneren vorgeht. Für mich ist das die perfekte Waffe im Kampf für Jugendliche.

Das Familientreffen wurde immer größer und ich durfte weiter im Glauben wachsen. Wir starteten ab und an Aktionen in der Stadt, verteilten Essen an Obdachlose und haben die ein oder andere Person in unseren Reihen, deren Herz für das Rotlichtmilieu brennt. Oftmals sind wir einfach nur in die Straßen von Heilbronn, um dort zu beten oder Lobpreis zu machen. Vor allem aber ging es uns immer um die Gemeinschaft. Uns wurde immer wichtiger, wie eine große Familie zu leben, füreinander da zu sein und Gottes Stimme zu hören, seinen Wegen bewusst zu folgen. Frei nach Apostelgeschichte 2 wollten wir unser Leben teilen.

Für mich ist das Familientreffen eine innige Verbindung von jungen Menschen. Ich sehe diese Menschen heute als meine Familie, es sind alles meine Brüder und Schwestern. Aber ich suchte noch immer nach einem Menschen, der eine Art Vaterrolle für mich übernehmen konnte. Und ich bat Gott, dass er mir diese Figur doch bitte schenken möge. Über das Familientreffen lernte ich schließlich auch einen Mann kennen, mit dem ich mich jeden Montag treffe, zu dem ich aufschauen kann und den ich als Vater sehe, genauso wie er mich als Sohn sieht.

Durch Gottes Gnade habe ich heute also endlich eine intakte Familie bekommen, die für mich da ist. Ich fühle

mich endlich so richtig wohl und darf so sein, wie ich bin...

Mittlerweile wohne ich in einer WG, nämlich in der, wo auch das Familientreffen früher beheimatet war. Ich wohne dort mit zwei anderen Jungs, die auch zur Familie gehören.

Wenn ich zum Schluss ganz ehrlich sein soll, dann bin ich echt gespannt, wie der weitere Plan Gottes für mein Leben wohl aussehen mag...

Nachwort

Hey du, wie du vielleicht schon weißt, habe ich das Buch von einem sehr guten Freund schreiben lassen, da meine grammatikalischen Fähigkeiten nicht so grad der Burner sind. Aber mir war es wichtig, dass ich das Nachwort selbst schreibe und deshalb wundert euch nicht über die schlechte Grammatik.

Zunächst möchte ich meinen leiblichen Vater nicht schlecht machen oder ihn bloß stellen. Ich liebe ihn und habe ihm alles, ja, ALLES vergeben.

Zu meiner Mutter habe ich heute eine sehr gute Beziehung, ich besuche sie regelmäßig und genieße es, mit ihr Gemeinschaft zu haben, denn ich liebe sie über alles und sie zeigt mir heute auch, dass sie genauso fühlt.

Zu meiner Schwester habe ich auch einen sehr guten Draht. Zwar wohnen wir nicht mehr zusammen, aber sie zeigt mir immer wieder, dass sie für mich da ist und dafür bin ich ihr sehr dankbar.

Ich habe dieses Buch geschrieben um Christen in schwierigen Zeiten Kraft zu geben und ihnen einfach zu zeigen, dass es IMMER einen Weg und einen Grund gibt.

Ich möchte noch einmal klarstellen, dass ich nicht rappe, um cool zu sein oder den Gangster raushängen zu lassen, sondern ich mache Rap für DICH!!! Ich möchte dir Gottes Liebe näher bringen und dir einfach zeigen, dass Gott einen Plan hat, JA AUCH FÜR DICH!

Ich werde dieses Jahr ein Album rausbringen, das den Namen „Königskinder“ trägt. Lass deine Vorurteile sein und mach dir selbst ein Bild von meinem Rap und hol dir mein Album als Free Download auf meiner Homepage.

Ich hoffe ich konnte dir durch dieses Buch Kraft spenden und hoffe auch, dass mein Album ein Segen für dich sein wird.

Schäme dich nicht, mir eine Nachricht zu schreiben, denn ich würde mich sehr freuen.

Ich wünsche dir Gottes Segen

Dein MC

P.S.: Meine Homepage ist: www.mcimmanuel.de

